



Wöchentlich Eine Nummer.
Preis vierteljährlich 2 Mark.

N^o 29.

Alle 14 Tage Ein Heft.
Preis 35 Pfennig pro Heft.

Graf Petöfy.

Roman

von

Theodor Fontane.

(Fortsetzung.)

Viertes Kapitel.

Das Erscheinen des alten Grafen, der sich lebhaft und beinahe hastig entschuldigte, die Stunde so schlecht gehalten zu haben, unterbrach das Gespräch. Graf Egon war mit ihm. Eine Vorstellung fand nicht statt; man kannte sich bereits von der Soirée her.

„D, nichts von Entschuldigungen!“ sagte die Gräfin, als beide Herren ihre Plätze genommen hatten. „Wir haben Dich, um die Wahrheit zu gestehen, nicht vermisst, auch Egon nicht, am wenigsten in dieser letzten Minute, wo wir in der bevorzugten Lage waren, Confessions entgegennehmen zu können. Und Du weißt ja, Bruder, wie viel uns Confessions bedeuten! Unser lieber Gast sprach nämlich mit Vorliebe von Wien und nicht bloß von Wien, sondern auch von Vignorianerpatres, was Dich vielleicht am meisten überraschen wird. Ob auch erfreuen?“

„Mich erfreut Alles, was unsere liebe Freundin sagt oder thut, und selbst Fehler wird mir in diesem Falle zustimmen.“

Dieser nickte.

Die junge Schauspielerin aber warf einen Blick auf Egon, dessen Gegenwart sie befangen zu machen schien, und sagte dann, während sie den leichten Ton

ihrer vorausgegangenen Geplauders wieder zu gewinnen trachtete:

„Fast muß ich fürchten, mich mit meinen Confessions in's Komische gestellt zu haben. Aber mein Rollenfach, das das Naive wenigstens streift, mag mich entschuldigen. Unser Beruf gibt uns schließlich unsern Ton und unsere Haltung.“

„Und wenn nun das Naive vielleicht Ihre Naturanlage wäre?“ scherzte der alte Graf.

„Das ist es leider nicht. Ich bilde mir wenigstens ein, überlegend und beinahe berechnend zu sein, eine nüchterne norddeutsche Natur. Und wenn sich mir meine Wünsche erfüllen, so werd' ich eine Kaufmanns-
frau.“

„Das werden Sie nie,“ warf Egon kurz und mit großer Bestimmtheit ein. „Angenommen selbst, meine Gnädigste, daß Sie's in Ihrer Charakteraufrechnung in jedem Einzelpunkte getroffen hätten, in der Summa: Kaufmanns-
frau“ sicherlich nicht.“

„In der Summa sicherlich nicht,“ wiederholte der alte Graf. „Egon spricht, als ob er einen Zahlkellner reprimandiren wollte. Summa, Facit, Addition. Ich bitte Dich, von welcher Welt ziehst Du den Vorhang! O diese moderne Jugend! Etwas unselig Geschäftliches ist in Sprache, Bilder und Anschauungen eingedrungen. Ein Unglück, daß sich unsere Jugend dem Theater so sehr entfremdet.“

Fehler lächelte.

„Sie lächeln, Fehler, und wollen andeuten, alles moderne Welteneunglück, das in Ihren Augen natürlich sehr anders aussieht, als in den meinigen, komme

von etwas ganz Anderem her. Aber glauben Sie mir, die Kirche thut es nicht, und unter allen Umständen läßt sich auf dem ihrem Szepter unterstellten Gebiete jede Stunde gründlich und erfolgreich nachherzieren. Nur bei der Kunst heißt es: „Was Hänschen nicht lernte, lernt Hans nimmermehr“, während es doch zum Fromm- und Christlichwerden eigentlich nie zu spät ist.“

„Und doch empfiehlt es sich, vor Thoreschluß damit anzufangen.“

Alles lachte, nicht zum wenigsten der alte Graf, der in übermüthiger Laune fortfuhr: „Vor Thoreschluß sagen Sie, Fehler. Bah, in diesen heiligen Hallen, in denen man die Nahe nicht kennt und kaum die Sünde, kann von ‚vor Thoreschluß‘ überhaupt nie die Rede sein. Ja, Judith. Ein Gefühl, als ob in Deinem Salon tagaus tagein celebriert werde, kann ich nie los werden, und daran ist neben Anderem die kleine Ambralampe schuld, der ich mich beständig versucht fühle das Lebenslicht auszublasen. Aber sie steht ja direkt unterm Schutz des Gunderskirchen'schen Spezialheiligen, und so bin ich mir nie sicher, ob ich sie nicht allen Ernstes als eine halbe ewige Lampe anzusehen habe.“

Das Eintreten eines Dieners unterbrach ihn; Couverts wurden gelegt und Gläser gestellt, ohne daß im Uebrigen die Plätze gewechselt worden wären. Auch eine Zeitung kam, und während Franziska mit dem Vater, Egon aber mit der Tante sprach, that der alte Graf einen Blick in das Wochenrepertoire.

„Seh' ich recht, man hat den Briny wieder hervorgefucht, beiläufig nicht die schlechteste Wahl. Et voilà mes amis, die Helene Briny. Aber wissen Sie, meine Gnädigste, daß ich Ihnen ernstlich zürne, mir gerade das verschwiegen zu haben, mir, Ihrem Verehrer und Freunde!“

„Vielleicht aus Sorge.“

„Wie das?“

„Ich hange mich vor der Rolle.“

„Dann freilich sind Sie verloren. Denn Sie werden dann das nicht treffen, was in dieser Rolle das Meiste bedeutet: das Nationale. Sich fürchten ist das Unungrißchste von der Welt. Aber Sie werden sich nicht fürchten, und wenn Ihnen doch vielleicht ein paar Anwandlungen kommen, so wird der Glanz Ihres Talents groß genug sein, Ihr Temperament zu zwingen und siegreich mit fortzureißen. O, daß Sie Magyarin wären!“

„Ungefähr das Schmeichelhafteste, mein liebes Fräulein,“ unterbrach hier lächelnd die Gräfin, „das Ihnen im Hause Petöfy gesagt werden kann. Denn mein Bruder erklärt Sie damit auf halbem Wege für würdig, eine Magyarin zu sein, er würde sonst die Thatsache, daß Sie's nicht sind, nicht so lebhaft beklagen. Und dabei sind Sie muthmaßlich ohne jede Vorstellung von dem Bollgewicht einer solchen Ehrenbezeugung und kennen überhaupt nichts von Ungarn als den Attila unserer Husaren.“

„O doch, doch; das Fräulein kennt und weiß mehr, viel mehr, und sie soll uns selber sagen, was sie von Ungarn weiß.“

„Es ist nicht viel und wohl eigentlich zu wenig, wenn ich bedenke, daß ich nun schon in's dritte Jahr

eine Wienerin bin, und außerdem hinzurechne, daß Wien, ich möchte sagen, die Vorhalle von Ungarn ist, die Tempelstufe.“

Der Liguorianer, ein ausgesprochener Steyrer, freute sich des kleinen Spottes, und Egon kaum minder. Der alte Graf aber gab sich das Ansehen, als nähme er's ernsthaft und sagte: „Vorhalle, Tempelstufe; davon dürfen unsere Wiener nichts hören, die sich das Herz der Welt bedünken. Im Uebrigen schuldet uns das Fräulein immer noch ihren Bericht über Ungarn und ich kann ihr ein Examen rigorosum auf diesen Punkt hin nicht ersparen, schon weil ich Recht behalten möchte.“

„Nun, ich gebe gern, was ich weiß,“ entgegnete das Fräulein, „und unterscheide deutlich zwei Grade der Erkenntniß: einen romantischen und einen lyrischen. Das sind freilich keine rechten Unterscheidungen, denn die Romantik kann lyrisch und die Lyrik kann romantisch sein; aber ich bitte nichtsdestoweniger, es gelten zu lassen.“

„O gewiß,“ sagte die Gräfin. „Also das Romantische.“

„Ja, damit fing es an. Es war, als ich noch ein Kind war und auf unserem Kirchplage, gerade vor unserer Thür, alljährlich zweimal die Jahrmaktsbuden standen: Buden mit Naschwerk und Pfefferkuchen und dazwischen allerlei Bänkelsänger und Leiermänner. Und immer wo solch' ein Leiermann stand, stand auch eine buntbemalte Leinwand, auf der eine Geschichte, meist in zwölf Bilderfeldern, abgebildet war. Auf dem ersten Bilde lag die Welt allemal in bürgerlichem Frieden, und eine junge Mutter beugte sich über ein Wiegenkind; auf einem der Mittelbilder trat dann in gebotener dramatischer Steigerung ein schwarzer, härtiger Mann aus einem Waldbesdunkel hervor und an die junge, zufällig des Weges kommende Mutter heran, während auf dem zwölften und letzten Bilde Mal für Mal ein Gerüst aufgeschlagen war mit einem niedrigen Stuhl darauf, und auf eben diesem Stuhle saß der härtige Mann aus dem Waldbesdunkel. Aber jetzt mit verbundenen Augen und einem Rothmantel mit dem Schwerte hinter sich. Und wenn ich dann dem Liede, das dazu gesungen wurde, begierig und angstvoll zuhörte, so vernahm ich jedesmal, das sei geschehen im schönen Ungarlande zwischen Stuhlweißenburg und Debreczin, und ich darf wohl sagen, ich kenne bis diese Stunde keine Stadt und keinen Namen, die mir so mit Schreck und Grusel imprägnirt erschienen, wie diese beiden.“

„Ei, das beklag' ich, meine Gnädigste,“ sagte der Graf. „Da wird unser altes Schloß Arpa darauf verzichten müssen, Sie je in seinen Mauern zu sehen, denn Stuhlweißenburg ist unsere nächste große Stadt.“

„O, ich hab' es auch überwunden. Und Ungarn selbst hat es mich überwinden gelehrt.“

„Mit Hülfe der zweiten Epoche?“

„Ja, die gnädigste Gräfin errathen es; mit Hülfe der zweiten Epoche. Da war ich in einer Pension. Aber ich war schon fast erwachsen und in Vorbereitung auf das, was aus mir werden sollte. Da hatten wir von Zeit zu Zeit auch Desklamirübungen, und bei solcher Gelegenheit war es, daß

eine Mitschülerin von mir ein Lied von Lenau vortrug.“

„Ah, von Niembösch!“

„Ich kannte Lenau schon. Er ist überhaupt sehr beliebt in Norddeutschland, und den ‚Teich, den regungslosen‘, in den der Mond seine ‚bleichen Rosen‘ flücht, kennt jedes dreizehnjährige Mädchen und jubelt in ihrem kleinen Herzen, wenn die berühmte Stelle von dem ‚süßen Dein gedenken‘ kommt, am meisten aber, wenn sie zum Schluß erfährt, daß dieß süße Dein Gedenken zugleich auch ein ‚stilles Nachtgebet‘ gewesen sei.“

Fekler lächelte vor sich hin, und auch die Gräfin, die nach Art aller vornehmen alten Damen eine Vorliebe für kleine Gewagtheiten hatte, war ganz entzückt und nickte dem Bruder zu.

„Wohl, ich kenne ihn also,“ nahm Franziska wieder das Wort. „Aber speziell das Gedicht, das an jenem Tage deklamirt wurde, das kenne ich nicht, und als es zu Ende war, war ich so hingerissen, daß ich auf die Mitschülerin zustürzte und sie umarmte und küßte, was mir beiläufig einen nachträglichen Verweis zuzog.“

„Und wie hieß es?“

„Ich weiß es nicht mehr sicher, aber ich glaube fast, es hieß ‚Nach Sünden‘. Und vielleicht erkennen Sie's, wenn ich Ihnen den Inhalt in aller Kürze skizzire.“

„Wir bitten darum.“

„Es leitet sich mit einer Gewitterstimmung ein und die halb schon wieder von Licht durchglühten Wolken ziehen südwärts auf Ungarn zu. Der Dichter selbst aber folgt dem Zuge dieser Wolken und begleitet ihr Südwärtsziehen mit dem sehnsuchtsvollen Ausrufe: ‚Ja, nach Sünden steht mein Herz!‘“

„Und nun?“

„Und nun, auf dem dunklen Hintergrunde der Wolken erwächst ihm fatamorganaartig ein Heimatsbild: ein Waldthal und ein Mühlbach, und an dem rauschenden Mühlbach erblickt er die Geliebte, die, sein eigenes Sehnsuchtsgefühl erwidern, in Verlangen nach ihm aussieht und Wind und Wellen um ihn befragt. Aber Wind und Wellen ziehen weiter und weigern ihr Antwort, und das Lied selbst verklingt in der wunderbaren Strophe:

„Dunkler wird der Tag und trüber,
Lauter wird der Lüfte Streit, —
Hörbar rauscht die Zeit vorüber
An des Mädchens Einsamkeit.“

„Ah, das ist schön,“ sagte der alte Graf, „und ich klage mich an, es nicht gekannt zu haben. Er war ein Freund unseres Hauses und speziell das enfant gâté meiner Mutter, die sich, wenn das Gespräch auf ihn kam, jedesmal ihres ganzen Albionstolzes entschlug, womit sie sonst stärker, allerdings auch berechtigter als Lady Milford umgürtet war und nicht müde wurde, zu versichern, daß sie die ganze großbritannische Lyrik um eines einzigen Lenau'schen Gedichtes willen hingebt. Ja, Fekler, das war unser altes Wien, an das ich doch oft mit herzlichster Freude zurückdenke. Da wurde noch Vieles verziehen, was jetzt unverzeihlich dünkt, und beispielsweise mit dem lieben Gott auf dem Kriegsfuß zu

stehen, galt noch einfach für interessant. Auch unser guter Lenau verstand sich darauf, aber es war au fond nicht böse gemeint, und aller atheistischen Nodomontaden unerachtet spukte doch eigentlich das Kirchliche darin vor. Er kam nur nicht voll damit zu recht und starb zu früh. Und zudem der verdamnte Poetenehrgeiz! Unter allen Umständen aber sind wir ihm zu Dank verpflichtet, uns das auf dem Wege zwischen Stuhlweissenburg und Debreczin fast schon verloren gegangene Herz unserer lieben Fremdin in einer zweiten ungrischen Epoche zurückerobert zu haben. In einer zweiten ungrischen Epoche, nach der wir hoffentlich sehr bald eine noch schönere dritte zu verzeichnen haben werden.“

„Ich glaube, daß sie für mich bereits begonnen hat.“

Eine kleine Stuhluhr schlug eben Zehn und die junge Schauspielerin erhob sich. Egon bat, sie begleiten zu dürfen. Sie nahm das Anerbieten an ganz nach Art einer Dame, die solcher Huldigungen und Dienste gewöhnt ist, und verabschiedete sich, wie sie gekommen, mit einem Handkuß bei der Gräfin, während sie sich gegen Fekler verneigte.

Der alte Graf aber geleitete sie bis in das Vorzimmer und half ihr hier sich in ein Spigenuch hüllen, das sie fleißig um Kopf und Hals trug. Dann in den Salon der Schwester zurückkehrend, ließ er sich in einen Fauteuil in aller Bequemlichkeit nieder und sagte: „Nun, Judith, wie findest Du sie?“

„Charmant.“

„Und?“

„Und pointirt.“

„Und?“

„Ich weiß nichts weiter zu sagen. Aber fragen wir Fekler.“

„Und klug,“ fügte dieser hinzu, während er wie zerstreut mit einer an der Tischdecke herabhängenden Seidenpuffel spielte. „Wir werden allerhand von ihr lernen können.“

„Lernen! Ein Liguorianerpater und lernen! Und da spricht man noch von dem Hochmuth der Kirche!“

*

Es hatte mittlerweile geschneit, und ein paar Hausdiener fegten eben den Schnee beiseite. Egon reichte Franziska den Arm, war aber ersichtlich in Verlegenheit, wie das Gespräch beginnen, und so hatten sie denn schon den Vorhof und das Gitter passiert, als er endlich das Wort nahm.

„Ein trübseeliges Wetter,“ begann er. „Nun wieder Schnee. Der Wind dreht sich in Einem fort. Ich mache mir nichts aus dem Winter.“

„O, da denk' ich doch anders. Ich liebe den Winter, nur muß er wirklich ein Winter sein. Es ist damit wie mit den Menschen: auf Beständigkeit kommt es an. Mit einem launenhaften Winter, der heute so ist und morgen so, mit dem ist nichts anzufangen, aber ein echter und zuverlässiger Winter, der sich einrichtet, als woll' er nie wieder gehen, der ist schön, wie der schönste Sommer. Doch das wissen sie hier nicht. Einen Schneesturm haben sie wohl, aber die stille, feste Kälte, die Brücken baut und trägt und hält, die fehlt ihnen.“

Egon antwortete nicht; es schien nur, daß er überlegte, was sie mit dem Allem gemeint haben könne. Denn obwohl sie sich selbst für berechnend ausgegeben hatte, so hielt er sie doch für noch viel berechnender, als sie war. Erst als sie bei dem hell-erleuchteten und noch voll besetzten Café Damm vorüberkamen, wies er darauf hin und sagte:

„Das Theater muß eben aus sein. Ich wette, daß in diesem Augenblicke Duzende von Pfeilen gespitzt und abgeschossen werden. Ein Glück, daß sie vorbeifliegen.“

„Ach, solche Pfeile fliegen nie vorbei, wenigstens nie ganz, und die spitzesten am wenigsten.“

„Aber sie tödten nicht, solange sie nicht vergiftet sind.“

„Die ganz spizen sind immer vergiftet. Das läßt sich an jedem Mückenstiche studiren.“

„Aber Gott sei Dank auch die Ungefährlichkeit.“

„Nur leider nicht die Schmerzlosigkeit, und wenn ihrer viele kommen, so hat man ein Fieber und eine schlaflose Nacht.“

„Und so spricht ein Liebling des Publikums, ein Berzug, ein Glückskind?“

„Viel Feind', viel Ehr'. Aber auch viel Ehre, viel Feind'. Und ein Glückskind! Nun ja; vielleicht. Aber an jedes Glück hängt sich ein Unglück.“

„Umgekehrt, ein Glück kommt nie allein.“

Unter so zugespitzter Rede waren sie bis an den Körnthnerring und die Schwarzenbergbrücke gekommen und gingen nun auf die Salesnergasse zu, deren vorderstes Eckhaus Franziska bewohnte. Das eine Fenster war hell erleuchtet und schickte sein Licht ihnen entgegen über den Platz hin.

„Und was, wenn die Frage nicht zudringlich ist, finden Sie nun daheim, meine Gnädigste?“ nahm Egon das Gespräch wieder auf.

„O, das Beste, was man finden kann: ein Feuer im Kamin und ein Paar warme Schuhe.“

„Einigermaßen genügsam.“

„Und dazu Lieb' und Treue und ein Geplauder von der Heimat.“

„Und wer gewährt Ihnen das?“

„Mein zweites und mein besseres Ich, meine Freundin und Dienerin zugleich. Und wenn sie nicht gleichen Alters mit mir und sehr streng und sehr tugendhaft wäre, so würd' ich sie Ihnen kurzweg als die Amme der italienischen Komödie vorstellen. Aber Eins ist sie gewiß: in jeder Sorge mein Trost und in jeder unklaren Sache mein gutes Gewissen.“

„Veneidenswerth!“

„Ei, das mein' ich auch . . . Aber hier sind wir am Ziel, Graf Egon.“ Und die Glocke ziehend und ihm dankend stieg sie rasch die Stufen hinauf.

*

Auf der dritten Treppe wurde sie von ihrer Dienerin empfangen und trat gleich darnach in den Vorflur, wo sie die Schneestäubchen von ihrem Mantel abschüttelte. „War Niemand da, Hannah? Nein? Nun, desto besser, und nun bringe mir den Thee.“

„Ja, darauf ist heute nicht mehr gerechnet, Schatz. Ich habe keinen Tropfen Rahm im Hause.“

„Thut nichts, dann nehmen wir einen Tropfen Kirchwasser. Irgend was wird doch da sein. Aber eile Dich. Ich hab' es so kalt.“

Und eine Viertelstunde später saß Franziska zurückgelehnt in einem Schaukelstuhl und sah in die Kaminflamme, während Hannah ihr den Thee bot und sich neben sie setzte.

„Hier, noch ein Oblatenbrod“, sagte diese; „glücklich gerettet. Und nun erzähle.“

„Ja, das ist leicht gesagt, Hannah. Erzähle! Aber was? Eigentlich weiß ich selber nichts, und woher sollt' es auch kommen? Eine Gräfin kann Einem doch nicht gleich ihre Lebensgeschichte zum Besten geben.“

„Ist auch nicht nöthig und will ich auch nicht wissen. Nur ein bißchen von Allem oder doch von der Hauptsache. Nimm also wenigstens einen Anlauf und sage mir, wer da war und wie sie hießen.“

„Nun gut. Also da war zunächst die Gräfin selbst, von der die Karte kam, und dann ihr Bruder, der alte Graf. Nun, den kennst Du. Du hast ihn ja neulich selber gesehen und gesprochen und könntest mir eigentlich sagen, ob er Dir gefallen hat. Was denkst Du von ihm? Was sagst Du?“

„Dreierlei.“

„Gut; nenn' es.“

„Er ist alt und möchte gern jung sein, er spielt den Weltmann und ist eigentlich bloß ein Wiener, und drittens und letztes: er glaubt, daß sich alle Weiber um ihn reißen, und wird doch eigentlich nur genasführt.“

„Er gefällt Dir also nicht?“

„O doch. Er gefällt mir schon.“

„Ein Geß kann Einem nicht gefallen.“

„Er ist auch kein Geß. Mitunter streift er daran oder steht auch schon mitten drin. Denn er hat all' die Narrheiten eines alten Junggesellen und Theaterenthusiasten. Aber ganz zuletzt ist er doch wieder anders. Ich glaube, daß er ein sehr gutes und braves und sogar ein edles Herz hat. Er ist vornehmer und besser als irgend einer der jungen und namentlich der alten Herren, die Dir einen Besuch gemacht haben.“

„Sieh', das freut mich, daß Du das sagst. Und in seinem eigenen Hotel oder in dem seiner Schwester ist er noch viel liebenswürdiger als hier. Denn hier fühlt er die Verpflichtung, mir nach Art alter Herren den Hof zu machen, in seinem Hause dagegen fühlt er nur die Verpflichtung, artig zu sein. Und das ist für unsereins schließlich mehr. Du weißt ja, wie man gewöhnlich mit uns spricht. Und nun will ich Dir auch sagen, wer die beiden Anderen in der Gesellschaft waren. Der Eine war ein Liguorianer-pater, ein Fünziger, groß und stattlich, und der Andere, nun, der Andere, das war ein junger Graf, Graf Egon, ein Neffe des alten, ich glaube, sehr hübsch und Adjutant bei Erzherzog Rainer.“

„Und hat Dir natürlich am besten gefallen?“

„Nein, nicht das. Er hat mir nur nicht mißfallen; das ist Alles, was ich sagen kann. Er hat etwas von dem mir unerträglichem ‚Von oben herab‘, und wenn ich mich entscheiden und jedem Einzelnen einen Rang in meinem Herzen anweisen sollte, so

wird' ich die Gräfin obenan stellen und dann den Vater. O, sie waren Beide charmant und dabei so klug und verbindlich, wie nur vornehme Katholiken sein können. Schon ihre Stimmen . . .“

„Ja, sie haben eine verführerische Stimme, Fränz! Ich weiß davon. Aber das darfst Du mir nicht anthun und Deinem Pastor-Vater im Grabe nicht, so lau und flau er war, daß Du zu viel auf diese Stimme hörst . . . Nur auf meine mußt Du hören, wenigstens jetzt, in diesem Augenblick, und die mahnt Dich, daß es auf Mitternacht geht und morgen um zehn Uhr Probe ist. Mach' also, Du mußt ausschlafen.“

„Aber erst noch unsern Spaziergang, sonst schlaf' ich überhaupt nicht. Und außerdem bin ich abergläubisch.“

Hannah brachte Mantel und Kappe, wickelte Franziska darin ein, und nun stiegen Herrin und Dienerin eine nur wenige Stufen zählende Treppe hinauf, die vom dritten Stock aus direkt auf das Flachdach des Hauses führte. Hier standen den Sommer über allerhand Kübel und Topfgewächse, jetzt aber sah man nichts als ein paar Bretterlagen und einen Berg Schnee, den der Wind nach der einen Seite hin zusammengelegt hatte.

Sie gingen ein paarmal auf und ab und sahen auf die Stadt, auf deren verschneite Dächer das Mondlicht fiel. Aus der Ferne her hörte man das Läuten einzelner Schlitten, aller eigentliche Lärm aber schien erstickt unter dem weißen Tuch.

Und nun traten sie bis an die Brüstung, wo der zusammengewehete Schnee lag, und sahen in den Winterhimmel hinauf, der in wundervoller Pracht über ihnen glitzerte.

„Sieh', das ist der große Bär. Und da sind wir zu Haus, da liegt unsere Jugend, unsere Kindheit! Ach, Hannah, es war doch unsere schönste Zeit, als wir noch Abends in den Thurm gingen und die Betglocke läuteten und die Grabsteine der alten Pastoren anstarrten, die mit ihren Ringfragen an den Wänden umherstanden. Und wenn uns dann der Glockenstrick aus der Hand fuhr und mit einem Mal in die Höhe schnellte, sieh', da war mir's immer, als hätte sich der Gottseibeiuns über unser Läuten gebost und den Strick uns weggezogen.“

„Ach, rede nicht so, Fränz! wenn Du so sprichst, dann überdenkst Du jedesmal etwas Tolles oder Thörichtes.“

„Aber dießmal nicht. Ich überdenke gar nichts. Ich habe nur mit einem Mal eine schmerzliche Sehnsucht nach dem Kirchenplatz hin, wo wir spielten und uns auf die Holzstämme setzten und Geschichten erzählten. Und von fernher hörten wir dann das Meer, das draußen rauschte. Mir ist, als hört' ich's noch.“

„Willst Du zurück?“

Franziska schüttelte den Kopf. „Nein, nicht zurück. Eine Sehnsucht ist etwas Anderes als der Wunsch, es wieder haben zu wollen. Was sollt' ich auch da? Mit einer Schauspielerin ist es ein eigen Ding. Im Petöfy'schen Hause gilt sie viel oder vielleicht viel, aber im Hause von Bäckermeister Utpatel, auf dessen Bank wir immer saßen und

Butterblumenstengel zusammensteckten, in dessen Hause gilt sie wenig oder nichts. Nein, Hannah, nicht zurück! Aber zurück oder nicht, die Liebe bleibt, und einen Gruß wollen wir wenigstens in die Heimat hinüberschicken.“

Und sie nahm eine Handvoll Schnee vom Boden und warf ihn nach Norden zu. Der Nachwind aber, der ging, zerstäubte den Ball wieder und trug die Krystallchen blinkend durch die Luft.

Fünftes Kapitel.

Einige Wochen lang setzte sich der Verkehr Franziska's mit dem Petöfy'schen Hause fort, dann aber brach er etwas auffällig ab, und selbst die Besuche, die der Graf noch eine Zeitlang in dem Eckhause der Salesnergasse gemacht hatte, hörten auf. Es hieß, was auch zutraf, er sei verreist, und erst von Paris aus gab er wieder ein Lebenszeichen und entschuldigte sich in den verbindlichsten Worten seiner plötzlichen Abreise halber. Aber so verbindlich diese Worte waren, so waren sie doch kühler als gewöhnlich oder wenigstens befangener.

Franziska fühlte das heraus, war indessen an derartig wechselnde Vorgänge zu sehr gewöhnt, um ein besonderes Gewicht darauf zu legen.

Anderß in dem engeren Cirkel, der sich nach wie vor an jedem dritten Abend im Salon der Gräfin versammelte. Hier wurde nicht bloß dem Ausbleiben des Fräuleins, sondern weit mehr noch der Abreise des Grafen eine gewisse Bedeutung beigelegt, bei welcher Gelegenheit man nicht unterließ, sich die seltsamsten Dinge zuzustüstern. Der alte Graf sei regelrecht verliebt oder interessire sich wenigstens bis zur Thorheit für das junge Fräulein, und so sei denn die ganze Pariser Reise nichts weiter als eine Flucht. Die Gräfin habe mit Rücksicht auf den eigensinnigen Charakter des Grafen anfänglich seiner Reise widersprochen, natürlich nur in der Absicht, ihn durch solchen Widerspruch in seinem Plane desto fester zu machen. Andere dagegen wollten von dem Allem nichts wissen und hoben ihrerseits hervor, daß die „jours de fête“ für den alten Grafen vorüber seien; sie begegneten aber nur dem Spott aller medisanten Klub- und Kasinohabitués, die nicht müde wurden, auf den siebenzigjährigen Goethe, ja zuletzt sogar auf König Sigurd Ring hinzuweisen, der noch mit neunzig Jahren in Leidenschaft verfallen und auf die Freite gezogen sei. Der Graf aber sei Vollblutungar und könne mehr.

Ein Echo dieser Gespräche würde zweifellos auch bis zu Franziska hinauf gedungen sein, wenn diese nicht durch ein nervöses Fieber, in das sie bald nach der Abreise des Grafen versiel, vor allem derartigen Gerede bewahrt geblieben wäre. Sie lag wochenlang in jenem apathischen Dämmerzustande, der der Begleiter und fast auch der Freund dieser Krankheit ist, und als endlich dieser Zustand geschwunden und ihr ein wenigstens umschleiertes Interesse für die Dinge des Lebens zurückgekehrt war, da waren viele Wochen vergangen und beinahe heiße Sommertage da, trotzdem erst Frühling im Kalender stand.

Am letzten Apriltage saß Franziska an ihrem

Fenster und sah zum ersten Male wieder auf das bunte Treiben der Stadt unten, und siehe da, noch ehe die Mitte des Mai heran war, war sie schon in einem jener reizend gelegenen, in weitem Halbkreise die Hauptstadt nach Süden hin umziehenden Villendörfer einquartiert und genoss hier die Wonne der Refonvalescenz. Es hatte sich dabei so glücklich getroffen, daß eine befreundete Kollegin — und zwar um so befreundeter, als sie das Fach der hohen Tragödie kultivirte — mit ihr in die Sommerfrische gegangen war, einer Molkenkur halber, die sie sich unter Hinweis auf ihr „total erschöpftes Organ“ vom Theaterarzt hatte verordnen lassen. Eine Verordnung, in die dieser lächelnd, aber doch zugleich auch mit der Bemerkung gewilligt hatte: „Wollte Gott, Fräulein Phemi, daß ich mich annähernd Ihres Organs erfreute.“

Natürlich war auch Hannah mit draußen, und alle Drei bewohnten ein halbes Parterre, das nach der Rückseite hin einen einfachen Garten mit Kaiserkronen und Feuerlilien, in Front aber eine durch Glasfenster und Leinwandwände geschützte Veranda hatte. Schräg gegenüber von ihnen befand sich ein großes, mit Oleanderbäumen umstelltes Hotel und zwischen hilden und drüben lief ein chausssirter Straßendamm, auf dem, die heißen Mittagsstunden abgerechnet, ein beständiges Fahren war. Denn der Ort war nicht nur Eisenbahnstation, sondern von alter Zeit her auch Knotenpunkt vieler Straßen, die von hier aus strahlenförmig in die steyrischen Vorberge hineinführten, ein entzückendes Hügelland, über das hinweg, sobald die Sonne zu sinken begann, das Hochgebirg in blauem Dämmer aufragte.

Heute jedoch war der Abend noch fern, und beide Freundinnen saßen Frühnachmittags in der Veranda, deren Glasfenster man ausgehoben hatte, weil es nach einer kurzen Regenzeit in den letzten Tagen wieder sehr warm geworden war. Auf einem hart an der Brüstung stehenden Tische lagen Muster, Decken und Wollknäuel umher, und die Tapissiernadel beider Damen, welche Letzteren an einer großen Stickerei beschäftigt schienen, ging hurtig hin und her. Dabei war eine rechte Nachmittagsstille, nichts nach und nur aus dem Garten kamen ein paar gelbe Schmetterlinge, haschten sich und flogen dann weiter die Straße hinunter. Franziska sah ihnen nach, bis sie schließlich über die Dächer hin verschwanden, und war noch in ihrem Sehen und Sinnen verloren, als vom Flur her ein reizender Blondkopf erschien, ein etwa zehnjähriges Mädchen, das an ihnen vorüber in Hast und Sturm auf die Straße zulief, einen Sonnenreifen vor sich, den es mit dem Handgriff eines allem Anscheine nach sehr eleganten Fächers schlug. An dem Reifen selbst waren kleine Blechstücke befestigt, und bei jedem Schlage gab es einen Klang, als ob ein Tambourin oder ein Kinderjantischär geschüttelt würde.

„Lysinka,“ rief die Tragödin und lachte. „Sieh' nur, Franziska, sie hat meinen besten Fächer genommen, ein Geschenk von Graf Pesevics von der letzten Nedoute her. Ein wahres Prachtstück, ich meine den Fächer. Und nun hantirt der Unhold damit, als ob es ein Trommelstock wäre . . . Lysinka!“

Aber die Kleine hörte nicht mehr, sondern jagte schon die chausssirte Straße weiter hinauf und auf das große mit Oleanderbäumen umstellte Hotel zu, vor dem eben ein paar gelbe Reifewagen mit zurückgeschlagenem Verdeck hielten. Man sah ordentlich, wie das schwarze Leder in der Sonne brannte, während ein paar Hühner, die sich vom Hofe her eingefunden hatten, die Körner aufspickten, die zerstreut umherlagen. Hier machte Lysinka Halt, sah sich inmitten der pickenden Hühner einen Augenblick um und jagte dann in geschickter Biegung um die Veranda, wo Phemi und Franziska saßen, auf's Neue passierend, nach der andern Seite hin die Straße hinunter.

„Ein reizendes Kind!“ sagte Franziska. „Du mußt es sehr lieben. Thust Du?“

„Gewiß thu' ich's. Oder glaubst Du, daß der hohe Styl der Tragödie dergleichen ausschließt? Auch Medea . . .“

„Nichts von Der. Ich will von Medea nichts wissen. Ich will nur wissen . . .“

„Ein Geheimniß.“

„Unter Schauspielerinnen gibt es keine Geheimnisse. Das solltest Du wissen, Phemi. Zudem hab' ich Dir Alles aus meinem Leben erzählt, Abenteuer und Nichtabenteuer.“

„Nun gut; so rathe.“

„Gräßlich? Hocraristokratie?“

„Göher.“

„Ah, ich seh' schon, Du willst Dich auf einen Erzherzog hin ausspielen. Aber ehe ich Dir das glaube . . .“

Hannah's Erscheinen machte hier dem Gespräch ein Ende. Sie kam mit einem großen Tablett, das sie vorläufig auf die rechtwinklige Brüstung der Veranda setzte, legte dann sorglich ein Tuch und arrangirte den Kaffeetisch.

„Und nun, Hannah, Jewel unserer Krone,“ hob Phemi wieder an, „schaff' uns auch etwas Krausgebäckenes oder einen Kapstuchen, oder um auch in Deslau gut wienerisch zu bleiben, einen Gugelhupf. Denn Du mußt wissen, ich habe heute den Lambraten vorübergehen lassen — er hat immer so etwas Ungeborenes — und so klingt es denn in den Tiefen meiner Seele: ‚Was du vom Lamm zu Mittag ausgeschlagen, bringt nur der Gugelhupf zurück‘. O, ein himmlisches Wort, bei dem ich ordentlich fühle, wie's hier mithupft. Und nun geh', Hanning, geh'; ich habe ein drittes Haus von hier etwas appetitlich Braunes im Schaufenster stehen sehen, heute früh, als wir von der Promenade kamen, und die leere Straße sieht mir nicht darnach aus, als ob sich Deslau mittlerweile daran vergriffen haben könnte . . . Hier mein letzter Fünfguldenschein!“

„Ach, Fräulein Phemi, wenn Sie nur nicht immer vergessen wollten, daß wir Krachzeiten haben.“

„Unsereins hat nie Krach, Hannah. Uebrigens wecke keine traurigen Gedanken in mir, denn schließlich und auf einem Umwege bin ich doch daran theilhaft. Und nun geh', ehe es zu spät ist. Wir leben zwar in einer gedankenarmen Zeit, aber die Noth einer Deslauer Kaffeestunde macht auch den Aermsten erfinderisch. Also vite, vite!“

Hannah ging. Als sie fort war, beugte sich Franziska vor und sagte: „Du kannst Dir gratuliren und stolz sein, Phemi, bei Hannah in solcher Gunst zu stehen. Eigentlich hält sie nicht viel von uns. Ihr Vater war Todtengräber und davon ist ihr 'was geblieben. Und am meisten wundert es mich, daß sie mit dem Blondkopf so gut steht, mit der Lysinka. Sie hat ordentlich einen Narren an dem Kind und erklärt es rund heraus für einen Engel. Und das geht doch schlechterdings nicht, oder das ganze Kapitel von der Erbünde . . .“

„Nichts davon! Um darüber zu sprechen, muß man so studirt sein wie Du. Das Alles ist nicht mein' Sach'. Aber wenn Du Dich über die Hannah wunderst, weil sie trotz all' ihrer Tugend an dem Kinde hängt und dem Kinde nicht die Mutter und der Mutter nicht das Kind anrechnet, so zeigst Du nur, wie wenig Du die Menschen kennst. Und bist doch an die Vierundzwanzig.“

„Eben gewesen,“ lachte Franziska.

„Nun, siehst Du! Freilich, ich könnte Deine Mutter sein, oder wenn nicht geradezu Deine Mutter, so doch Deine Stiefmutter . . .“

„Dazu bist Du wieder zu gut und verwöhnt mich zu sehr.“

„Also Deine Mutter. Und nun höre. Was ich Dir hinsichtlich Deiner Hannah und ganz speziell hinsichtlich ihrer Liebe zu dem Kinde zu sagen habe, das heißt einfach . . .“

„Nun?“

„Das heißt einfach: es lebt sich am besten mit der Tugend.“

„Das hat einen Doppelsinn.“

„Ich wollt' ihm den Doppelsinn nicht geben und stünde mir auch schlecht an. Es soll nur heißen: es lebt sich am leichtesten und am bequemsten mit guten und unschuldigen Leuten. An Tadel oder Vorwurf ihrerseits ist nie zu denken. Im Prinzip sind sie streng und streng auch gegen sich selbst. Aber was von anders Gearteten an sie herantritt, dagegen sind sie mild, und es ist fast, als freuten sie sich, eine Bekanntschaft damit zu machen. Es soll sich ja, wie die Katholiken sagen, das Heilige durch Handauflegen fortpflanzen etwa nach Art eines elektrischen Stroms, und so strömt auch vielleicht ein kleiner, prickelnder Strom des Unheiligen von unsern einm. aus. Jeder nach seinen Mitteln und Kräften.“

„Ach, Phemi, wie Du nur redest! Du bist ja gar nicht so.“

„Man kann sich nicht unheilig genug machen. Eine durchgängige Demuth ist das letzte Mittel, sich wenigstens einen Schimmer aus der ewigen Strahlenkrone zu retten . . . Aber um's Himmels willen, Fränzl, sieh' Dich um, da kommt ja Graf Egon.“

Franziska hatte sich vorgebeugt und erkannte nun auch ihrerseits den Grafen, der eben drüben aus dem Hotel getreten war und noch einmal zurück sah, um nach einem Balkon hinaus zu grüßen, der am ganzen ersten Stock entlang lief und durch Holzpfeiler getragen wurde. Sein Gruß selbst aber galt einer alten Dame, der Gräfin.

Egon war allein, nur von einer Ulmer Dogge

begleitet, einem prächtigen Thier, das augenscheinlich ungeduldig seinem Herrn auf der gepflasterten Straße bis an die Veranda hin vorauslief. Einen Augenblick später aber war auch der junge Graf heran und gewährte die beiden Damen, die sich anscheinend in ihre Tapisserie vertieft hatten. Er fuhr ganz erschrocken zusammen, als ob ihm die Begegnung mit ihnen mehr ein Schreck als eine Freude gewesen wäre, fand sich aber rasch wieder zurecht und trat an die Brüstung heran, um Beide mit aller Courtoisie zu begrüßen.

Phemi hatte sich zum Gegengruß erhoben und überstürzte den Grafen sofort mit einer Frageflut, die keine Dämme kennen zu wollen schien, am wenigsten aber den der Diskretion. Endlich schwieg sie.

„Meine Gnädigste,“ lächelte Graf Egon, „Alles zu beantworten, müßt' ich den letzten Zug abwarten können, was mir leider versagt ist. Aber ein Anfang ließe sich wenigstens machen, immer vorausgesetzt, daß Sie geneigt sind, mir einen Platz an Ihrem Kaffeetische zu gönnen.“

Er volltugte, während er dieß sagte, leicht über die Brüstung hin und setzte sich in einen Gartenstuhl, den er selber aus einer Ecke herangeschoben.

„Geh ich aber beginne,“ fuhr er fort, „denn Fragen sind einer Gegenfrage werth, bitte ich, mir sagen zu wollen, was Sie nach diesem Erdenwinkel geführt hat?“

„Ich war krank,“ antwortete Franziska, „viele Wochen lang, und die stillen Tage hier sollen mich wieder gesund machen.“

Als dieß war in einem durchaus ruhigen Tone gesprochen, und doch klang ungewollt und ungewußt etwas wie Vorwurf darin. Egon getrieth denn auch in eine leise Verwirrung, an der die Sprecherin erst erkannte, welche Bedeutung er ihren Worten gegeben hatte. Sie fuhr daher rasch und mit so viel Unbefangenheit wie möglich fort: „Es ist erquicklich, die reine Luft hier zu genießen, am erquicklichsten aber ist doch die geistige, darin ich lebe. Wenn ich nicht irre, hat irgend ein alter oder neuer Philosoph ausgesprochen, es mache nichts so gesund wie Heiterkeit, und die Wahrheit dieses Satzes hab' ich hier an mir selbst erfahren. Denn Sie müssen wissen, Graf Egon, es gibt nichts Heitereres und Vergnügteres als eine Tragödin. Nicht wahr, Phemi?“

Diese patzte die Hand, die Franziska, während sie so sprach, ihr gegeben hatte, zugleich aber nahm sie selber das Wort und sagte: „Was das für Anwandlungen sind! Ich bitte Dich, ich soll mich nicht auf das Archibukale hin ausspielen, und Du spielst Dich auf das Sentimentale hin aus. Und nun wirst Du schließlich noch roth und scheinst als 'Naive' nicht einmal zu wissen, daß mit Hilfe solcher Auspielungen nie und nimmer das Geringste ver-rathen wird. Und wenn Graf Egon auch rathen wollte bis an den jüngsten Tag, er erriethe doch nicht, um was es sich hier handelt.“

„Ich fürchte wirklich, nein.“

„Nun, siehst Du. Zudem soll man an den kleinen Freuden des Lebens nicht ohne Noth vorübergehen, das verübeln Einem die Schicksalsmächte, von denen

ich schon von Metier wegen zu reden weiß. Und zu diesen kleinen Freuden des Lebens gehört es auch, in Geheimnissen und Anspielungen zu sprechen. Einige sagen freilich, es sei schlechter Ton und nicht artig. Aber was ist artig? Eine Beschäftigung für arme Leute.“

„Gut, es mag so sein, aber Du hast umgekehrt eine zu stark ausgeprägte Neigung, Dich unter Ignorierung der armen Leute mit Deinen Königinnen zu verwechseln. Ist es nicht so, Graf Egon?“

„Im Gegentheil, meine Gnädigste. Bedauere, widersprechen zu müssen. Ich meinerseits bin immer nur überrascht, unsere Freundin in so genialer Weise die Rollengebiete wechseln und aus der Sprache der Königinnen in die der echten Weiblichkeit übergehen zu sehen.“

„Eine Genialität,“ lachte Phemi, „die Sie muthmaßlich überschätzen. Immer, mit Ausnahme der Pastoren, ist es einem Jeden ein Liebes und Leichtes, aus dem Aufgekauften in das Natürliche zu verfallen. Erinnern Sie sich der mythologischen Gottheiten, und wie begierig dieselben allezeit waren, aus ihrer Göttlichkeit herauszutreten. Und nun gar erst die Götter und Göttinnen dieser Welt! Als Hofmann sollten Sie wissen und wissen es auch, wie schwer arme junge Königinnen an ihrem Hermelin zu tragen haben. Da haben wir beispielsweise die Königin Anna von England, allerdings nur in einem historisch angefräntelten Stück. Aber gleichviel, die Figur soll echt sein. Und nun beobachten Sie, woran hängt sich dieser Königin Anna königliches Herz? An einen Fährich. Dabei verwechselt sie die zwölf Millionen Staatsschulden mit den Todten bei Malplaquet. Zwölf Millionen Todte! Viel, sehr viel; aber am Ende warum nicht? Ihr Fährich blieb ihr ja, und so rollt ihr die Zahl so gemüthlich von der Lippe, wie wenn's eine Bagatelle wäre. Da haben Sie Königinnen! So sehen wirkliche Königinnen aus, und einer armen Sklavin gleich mir, die nur die Königinnen spielt, sollt' es schwer werden, aus der Szepter- und Kronensprache herauszufallen? Und noch dazu hier, hier in Oeslau. Hier bin ich Mensch, hier will ich menschlich fühlen, ja, Graf, auch dann noch, wenn Sie sammt Franziska superior über mich lächeln, weil ich muthmaßlich wieder einmal falsch zitiert habe, was aber Ihre gerechte Strafe dafür sein mag, daß wir immer noch nicht wissen, um was sich's handelt und um was Sie hier waren. Und nun bring' ich alles Ernstes auf eine Generalbeichte.“

„Die wir sicherlich längst hätten, Phemi, wenn Du dem Grafen nur einen Zoll breit Raum zum Niederknien gönntest.“

Egon verneigte sich zustimmend und erzählte nun in Kürze, daß die Tante seit etwa acht Tagen hier in Oeslau sei, drüben im Hotel. Er sei gekommen, ihr Briefe zu bringen, darunter auch Briefe von Graf Adam.

„Und wie geht es dem Grafen?“ fragte Franziska.

„Gut. So nehm' ich wenigstens an. Es geht ihm überall gut, wo sich eine große Oper und eine opera comique vorfindet. Freilich fehlt ihm das napoleonische Regiment, und die Regierung im schwarzen Frack ist nicht gerade sein Ideal. Er liebt das

Bunte, darin ganz Ungar, aber zuletzt bleibt doch Paris Paris und spottet jeder Kleiderfrage. Mit der Biardot hat er die Freundschaft erneuert und mit der Sarah Bernhardt diniert, ein Diner, von dem sich mindestens eine Woche lang in enthusiastischer Erinnerung zehren läßt. Mitte Juni will er nach Trouville, wenn nicht nach Biarritz, er ist aber unberechenbar und hält eigentlich jeden Tag für verloren, den er, etwa Schloß Arpa abgerechnet, außerhalb Wien zubringt.“

In diesem Augenblick hörte man aus der Ferne her den Pfiff einer Lokomotive. „Das ist mein Zug, meine Damen, und ich muß eilen.“

„O, Sie haben noch sieben Minuten.“

Und er setzte sich wirklich wieder. Aber die Dogge, die sich all' die Zeit über vor die kleine Verandathür gelagert und den Kopf zwischen die Pfoten gesteckt hatte, gab jetzt so sichtliche Zeichen von Ungeduld und schlechter Laune, daß ihr Herr unter scherzhaftem Hinweis auf den malcontenten Begleiter sich wieder erhob.

„Ein schönes Thier!“ sagte Phemi. „Fast zu schade . . .“

„Für sein Coupé?“ ergänzte lachend der Graf. „Gewiß. Und würd' es auch sehr übel nehmen, sich darin untergebracht zu sehen, denn er steckt ganz und gar in Standesvorurtheilen. Ich muß es eben mit dem Schaffner versuchen. Mißglückt es, so macht er die vier Meilen zu Fuß. Apropos, ich darf doch der Tante von Ihrem Hiersein melden? Au revoir.“

Und er ging rasch die Straße hinunter, an deren nahem Ausgange das Bahnhofsgebäude gelegen war. Eben fuhr der Zug ein. Eine Minute darnach aber gab die Glocke schon wieder das Abfahrtszeichen, und beide Damen sahen nur noch die weiße Dampf- wolke, die sich verflüchtend über die letzten Häuser hinwegzog.

Weber Phemi noch Franziska sprach. Jede hing ihren Gedanken nach.

Sechstes Kapitel.

Graf Egon hielt Wort, und schon den zweiten Tag darnach, als beide Freundinnen von einem Mittagsspaziergang zurückkehrten, fanden sie zwei Karten vor, die von einem Lohndiener abgegeben waren, während die Gräfin selber in einem zurückgeschlagenen Wagen vor der Veranda gehalten hatte. Phemi drehte die für sie bestimmte Karte hin und her und las mit Betonung jeder einzelnen Sylbe: „Reichsgräfin Judith von Gundolskirchen, geborene Gräfin Petöfy.“ Wundervoll, und kommt in der Schale, wenn ich erst wieder in Wien bin, obenauf. An Grafen ist kein Mangel bei mir, aber Gräfinnen sind desto seltener. Glaube mir, Fränzl, dergleichen ist nicht nur hübsch, sondern auch nützlich, und man muß jede gute Priese benützen . . . Und in einem Wagen sagtest Du, Hannah?“

„Ja, in einem Wagen,“ bestätigte Hannah. „Und es war eigentlich nur der Hotelwagen von drüben, aber Alles herrschaftlich zurecht gemacht und der Kutscher mit Handschuhen. Er sah so feierlich aus, daß mir das Lachen ankam. Und dazu der lange

Sepp als Lohndiener und einen Frack an. Und Alles bloß für uns, Fräulein Phemi, wirklich bloß für uns. Denn an der nächsten Ecke sah ich sie kehrt machen, und ehe ich noch bis hundert zählen konnte, hielten sie schon wieder vor dem „König von Ungarn“.

Franziska war mehr bestürzt als erfreut. Allerdings waren ihr die Winterabende bei der Gräfin in durchaus freundlicher Erinnerung, aber die Beziehungen von damals wieder aufgenommen zu sehen, entsprach wenig ihren Wünschen.

Am andern Tage gaben beide Damen in Abwesenheit der Gräfin ihre Gegenarten ab, und Franziska lebte der Hoffnung, daß es dabei sein Bewenden haben werde. Darin irrte sie jedoch, und schon derselbe Tag war dazu bestimmt, eine persönliche Begegnung herbeizuführen.

Es kam dieß so:

Zu den kleinen Zerstreuungen Franziska's und Phemi's gehörte namentlich auch der Bahnhofsbesuch, wo sie zu promeniren und das bunte Treiben der ankommenden und abgehenden Züge zu beobachten pflegten. Auch heute hatten sie sich eingefunden und bogen eben aus den Anlagen in den parallel mit der Bahn laufenden Kiesweg ein, als Franziska der Gräfin ansichtig wurde, die, von ihrer Kammerjungfer gefolgt, auf dem Perron auf und ab ging und ebenfalls den von Wien ankommenden Bieruhrzug abzuwarten schien. Es fehlten nur noch einige Minuten. Ein Sichvermeidenwollen wäre wenig schicklich, außerdem auch undurchführbar gewesen, und so trat denn Franziska an die Gräfin heran und bat nach den ersten Begrüßungsworten, ihr ihre Freundin Euphemia La Grange vorstellen zu dürfen. Die Gräfin reichete dem Fräulein die Hand und sprach ihr Bedauern aus, den ihr zugebachten Besuch der beiden Damen verfehlt zu haben, zugleich Franziska versichernd, wie sehr sie sich freue, die so plötzlich unterbrochene Winterbekanntschaft in diesen schönen Mattagen erneuern zu können.

„Ich habe von Ihrer andauernden Krankheit gehört,“ fuhr sie fort, „und muß mich anfragen, mich dabei so säumig und anscheinend theilnahmlos gezeigt zu haben. Aber ich war gut unterrichtet, erst durch meinen Bruder und später durch meinen Neffen, Graf Egon. Und nun bitt' ich die Damen, einen Platz für mich suchen oder wenigstens die Promenade wieder aufnehmen zu wollen, denn meine Füße versagen mir im Stehen den Dienst und mahnen mich an die lange Reihe meiner Jahre.“

Dabei schritt sie den Damen voraus auf ein Tempelchen zu, das auf einem künstlich aufgeworfenen Hügel inmitten der Anlagen errichtet war. Ehe sie jedoch die Stufen desselben erreichen konnte, hörte sie schon das Herannahen des Zuges und entschuldigte sich nun, das eben erst begonnene Gespräch auch schon wieder abbrechen zu müssen, aber sie sei hier, um einen lieben Freund zu begrüßen, den sein Weg von Wien aus nach Wiener-Neustadt führe. „Sie kennen ihn ja, mein liebes Fräulein,“ setzte sie hinzu, „Pater Fessler, ein eifriger Verehrer von Ihnen und als solcher oft der Gegenstand unserer Neckereien.

Deutsche Roman-Bibliothek. XII. 15.

So Sie mir gestatten, bring' ich ihm Grüße von Ihnen.“ Und damit empfahl sie sich und ging, von ihrer Jungfer gefolgt, auf den Perron zurück.

Euphemia sah ihr nach und sagte: „Charmante alte Dame, jeder Zoll eine Gräfin. Ich glaube zwar, trotz aller Liebenswürdigkeit, sehr stolz. Aber es ist mit dem Stolz wie mit der Tugend, worüber ich Dir erst neulich einen kleinen Vortrag gehalten habe; weißt Du noch? Und sieh', Alles, was ich Dir damals von der Tugend und den Tugendhaften sagte, das paßt auch auf die Stolzen. Ich leg' ihre Karte noch mehr obenauf . . . Aber wer ist nur der Pater Fessler?“

„Ueberzeuge Dich selbst; eben ist er ausgestiegen und spricht mit der Gräfin.“

„Ein schöner Mann.“

„Und sehr angenehm im Umgang.“

„Er wird Dich am Ende noch bekehren.“

„Zweifle.“

„Wer weiß? Eine geborene Predigerstochter und gewordene Liebhaberin und Soubrette, nimm mir's nicht übel, Fränzl, aus solchen Zuthaten kann Alles werden.“

*

Seit dieser Begegnung hatte sich ein Verkehr zwischen hüben und drüben entwickelt, der sich indessen auf bloße Begrüßungen beschränken zu wollen schien. Jeden Morgen, wenn beide junge Damen auf ihrer Veranda saßen und Phemi die Zeitung studirte — denn sie war eine Politikerin, ungemein für Freiheit und noch mehr für Aristokratie — erschien die Gräfin auf ihrem Balkon, anscheinend um nach dem Wetter, in Wahrheit aber, um nach den jungen Damen zu sehen, und wenn dann diese sich erhoben, um ihren Respekt zu bezeugen, so nickte sie Beiden ihren Morgengruß zu, bevor sie sich wieder in ihre Zimmer oder am liebsten auf einen nach hinten zu gelegenen Gartenbalkon zurückzog.

Aber dabei blieb es.

„Es wird nicht viel,“ sagte Phemi, die sich über dieß Halbverhältnis ärgerte. „Wir kommen nicht von der Stelle mit ihr, und am Ende wär' es besser gewesen, wenigstens für mich, Graf Egon hätte mich dieß Oeslauer Idyll und die Ruhe meiner Seele nicht gestört. Ach, es war so still hier, Franziska, so konflikt- und tragödienlos, und wenn ich vielleicht doch noch Medea war, so war es Medea während der Freundschaftsschließung mit Kreusa, die Zeit vor der Eifersucht und den unliebsamen Gefühlen überhaupt. Wirklich, ich war wie Fridolin in der Balade so sanft und rein und natürlich auch glücklich, aber seitdem dieser Malebetto von Egon hier war, ist eine totale Gemüthsverkehrung mit mir vorgegangen. Ich habe meine Fridolinrolle vertauscht und könnte mich jeden Augenblick an's Spinnrad setzen. Meine Ruh' ist hin, mein Herz ist schwer. Wirklich, Schatz, ich werde täglich nervöser, und wenn nicht bald etwas geschieht, so reis' ich ab.“

„Ich weiß, Du wirst bleiben, Phemi; Du hast ein Zeugniß auf Molkentur und mußt nun aushalten. Alles straft sich und am meisten das Lügen . . . Aber da kommt ja der lange Sepp von drüben, und

wenn ich sein Zwinkern und seine Wichtigkeit recht verstehe, so bringt er uns eine Botschaft."

Und wirklich, er kam von der Gräfin und übergab ein an Franziska gerichtetes Billet. Es lautete: „Vielleicht ist es den Damen genehm, an einer Partie theilzunehmen, die wir heute Nachmittag in die Berge machen wollen. Mein Nefse Egon und mit ihm der junge Graf Pejevics, der Fräulein Phemi zu kennen vorgibt, sind mit dem letzten Bahnzuge hier angekommen und rechnen auf ein Ja der beiden Damen. Am meisten aber Ihre Judith v. G.“

Eine kurze Nachschrift, in der es hieß: „Nicht später als Drei," war hinzugefügt, und der Bote brachte die Nachricht zurück, daß sich beide Damen zu festgesetzter Stunde die Ehre geben würden.

Und wirklich um Punkt Drei Schritten sie dem „König von Ungarn" zu, vor dessen Freitreppe der heute jeder Galavorrichtung entkleidete Hotelwagen bereits hielt. Auch die Gräfin war schon da, stellte die Herren und Damen einander vor, trotzdem diese sich von kurz oder lang her bereits kannten, und bat, als sie dessen gewahr ward, ihrer Zerstretheit halber um Entschuldigung. Endlich aber wandte man sich der wichtigen Frage zu, wie hinsichtlich Gehens und Fahrens die Rollen zu vertheilen seien, und entschied sich nach längerer Debatte dahin, daß die Gräfin und Graf Egon in der Serpentine den Berg hinaufahren, die beiden Damen aber in Begleitung von Graf Pejevics einen näheren Fußweg einschlagen sollten. Oben auf dem Berge werde man sich dann ziemlich a tempo treffen. Und nun trennte man sich, und die wenigstens auf Augenblicke noch zurückbleibende Jugend sah dem mit Egon und der alten Gräfin langsam dahinfahrenden Wagen nach.

„Ich sollte nun wohl Ihren Führer machen," hob Graf Pejevics an, „aber ob schon Generalstäbler, erkenn' ich mich doch unfähig dazu. Sie müssen helfen, meine Damen, und mir die nöthigen Directiven geben. Ein ganz besonderes Vertrauen aber hab' ich zu der Strategie von Fräulein Phemi La Grange.“

Phemi war es zufrieden und schlug vor, einen etwas abseits gelegenen Zickzackweg zu benützen, einmal weil es dabei was Tüchtiges zu steigen und zu klettern gebe, was doch immer die Hauptsache bleibe, vor Allem aber, weil man vorher einen großen Wiesengrund, einen vollkommenen Wurstelprater zu passiren habe, bei dessen Anblick man sich 'mal wieder wienerisch fühlen, ja vielleicht sogar ein paar Kolleginnen in ihren Geheimnissen der Kunst und des Lebens belauschen könne.

Niemand widersprach, und so traten sie denn aus einem bloß aus Remisen und Stallgebäuden bestehenden Gäßchen, das sich dicht hinter dem Hotel hinzog, auf einen ansteigenden Ackerstreifen hinaus und wurden hier alsbald einer querlaufenden Senkung gewahr, in der sich ein Schützenplatz etablirt hatte. Die Schützen ihrerseits waren auch schon fleißig am Werk, aber das anderweite Fest- und Jahrmarkt-treiben ruhte noch oder befand sich doch höchstens in einer verschwiegenen Vorbereitung für den Abend. Selbst der Mann in der Würfelbude nickte, denn Niemand in der heißen Nachmittagsstunde war da,

der sein Glück hätte versuchen mögen. So war das Budentreiben, das in diesem Augenblicke eigentlich kein Treiben war.

Aber der von Phemi beliebte Weg lief auch nur eine kurze Strecke lang in Front dieser Buden hin und bog vielmehr nach fünfzig Schritten schon an einem mehrstöckigen Caroussel vorbei, dessen Fahnen jetzt schlaff in der Luft herabhingen, in einen hinter der Budenreihe hinlaufenden Seitenweg ein.

„Ah, hier fängt es an," sagte Phemi, während sie sich voll augenscheinlicher Befriedigung umblickte. „Hier sind wir hinter den Coulissen.“

Und wirklich, es war, wie sie sagte. Der den langen Degen verschluckende Spanier, der magere Feuerkönig, der Hercules, der sich den Amboß auf die Brust packen, und der Pyramidenmann, der sich seine drei Kinder auf die Schultern stellen läßt, — Alle traten Einem hier in schöner Menschlichkeit entgegen, am menschlichsten aber, wie selbstverständlich, die Frauen, die sich, während sie wuschen und plätteten oder ein Kleidungsstück mit einem neuen Flitter besetzten, zu gleicher Zeit ihren zum Theil weitgehendsten Mutterpflichten unterzogen. Es war nichts Schlimmes, was dabei zu Tage trat; da man indeß nicht wissen konnte, was vielleicht noch komme, so waren beide Damen und sogar Phemi doch schließlich froh, als sie die „Wohnungswagen" hinter sich und statt ihrer die nun beginnende Reihe der Gepäckwagen zur Seite hatten. Es fehlte hier an all' und jedem Beängstigenden und an Stelle davon traten Genrebilder von durchaus harmlosem Charakter. In einer an vier Ketten hängenden Schoßkelle schloß eine Hundefamilie, während auf dem Rand einer großen Trommel ein ältlicher und etwas fadensteiniger Nabe saß, in Betreff dessen es zweifelhaft blieb, ob er sich bloß zufällig hier eingefunden, oder aber den Rang eines wirklichen Mitgliedes der Truppe habe. Phemi war natürlich der letzteren Ansicht und behauptete wiederholt, daß ein richtiger Schützenplatz ohne Wahrsagerei gar nicht möglich und die vorhin gesehene schwarze Frau mit dem Kind an der Brust aller Wahrscheinlichkeit nach die Lenormand dieses Kreises gewesen sei. Sie habe durchaus auch die Requisiten dazu gehabt: einen stechenden Blick und einen falschen Scheitel. Und das Dritte sei eben dieser Nabe. Uebrigens käme die Wahrsagerei wieder in Mode, was auch gut und erklärlich sei, denn je freier der Mensch werde, desto nöthiger werd' ihm der Hokusfokus.

Graf Pejevics, der gerade vornehm genug war, um ungestraft liberalisiren zu können, wollte demgemäß widersprechen, aber Phemi ging mit Hilfe von Spiritismus und Amerikanismus, zwischen denen sie gleichzeitig auch allerlei natürliche Zusammenhänge finden wollte, sofort zu Beweisen über und zeigte sich dabei so berechtigt und zeitungsbelesen, daß man den ansteigenden Thalweg bereits halb hinauf war, als der Anblick des jetzt in gleicher Höhe mit ihnen fahrenden Hotelwagens ihren Vortrag momentan unterbrach.

„Ah, die Gräfin!" Und sie grüßte mit ihrem Tuch über die tiefe, mit Tannen besetzte Schlucht hinweg.

„Phemi!“ sagte Franziska.

Phemi nahm aber den Tadel, der sich darin ausdrückte, nicht an und sagte nur lachend: „Ich weiß schon, was ich thu.“ Frage nur Graf Pejevic's. Man muß die vornehmen Leute nicht immer daran erinnern, daß sie vornehm sind.“ Und dabei winkte sie ruhig weiter. „Uebrigens laß Dir sagen, Schatz, daß das Alles nur uraltes Sommerfrischen- und Badevorrecht ist. In der Stadt rückt sich's leicht wieder zurecht.“

Eine Viertelstunde später waren unsere drei Fußgänger glücklich oben, und als gleich darnach auch der Wagen erschien, hatte Phemi bereits einen Platz gefunden, der jeden erdenklichen Vorzug in sich vereinigte: temperirte Sonne, Schutz vor Wind und Zug und einen wundervollen Blick in die Landschaft.

„Wie schön!“ sagte die Gräfin, und Franziska gab ihr ein Mäntelchen um, während Egon ein Stissen aus dem Wagen und Graf Pejevic's eine Fußbank herbeiholte. „Hier bleiben wir, nicht wahr, und schonen unsere Kräfte? Wenn man das Gute hat, muß man das Bessere nicht auf allerlei Gefahr hin haben wollen. Und nun, Egon, mache den Wirth; oder besser noch Fräulein Phemi. Zu der hab' ich ein Vertrauen und bin ganz sicher, daß sie nicht bloß den artigsten und raschesten Stellner, sondern auch den besten und frischesten Kuchen für uns entdecken wird.“

Und nun kamen heitere Stunden oben auf dem Aussichtspunkte, schön und heiter auch für Franziska, die das Berg- und Burgenpanorama noch nicht kannte, darunter Schlösser und Thürme, die seit der Türkenzeit in Trümmern lagen. Am meisten interessirte sie die Ruine von Schloß Merkenstein, und Graf Egon, der landeskundig war, erzählte von einer räthselvollen Buchstabeninschrift „O. H. I. N. N.“, die sich bis diesen Tag an dem stehen gebliebenen Portal der alten Burgruine befände. Phemi, die sich mitunter auf die Wissenschaftlichkeit hin ausspielte, wollte die Bedeutung davon für ihr Leben gern errathen und ruhte nicht eher, bis ihr Egon die Buchstaben in's Notizbuch geschrieben und schließlich, als alles Rathen umsonst geblieben, die Versicherung gegeben hatte, daß nur der Wiener Wis bis dato die Deutung dafür gefunden habe.

„Welche?“ fragte das Fräulein neugierig.

„Oesterreich Hinkt Immer Noch Nach.“

Und nun gab es ein norddeutsch übermüthiges Lachen von Seiten der beiden jungen Damen, das erst schwieg, als sie halb erschrocken einen spöttisch superioren Zug um den Mund der beiden Grafen spielen sahen. Aber Phemi wigelte rasch die kleine Verstimmung fort, und Graf Pejevic's, der erst wenige Tage wieder aus England zurück war, wohin er sich der Nennen halber begeben hatte, wurde jetzt eindringlich gebeten, über seine Reise zu berichten, ganz besonders auch von Seiten der alten Gräfin.

„Ich bin halb von englischer Extraktion,“ sagte diese. „Meine Mutter war eine Howard und meiner Mutter Mutter eine Talbot.“

„Eine Talbot!“ wiederholte Phemi mit einem beinahe komisch wirkenden Ernste, dem man es deutlich

anhörte, daß die halbe „Jungfrau von Orleans“ an ihrem inneren Auge vorüberzog.

„Aber trotz dieser nahen und nächsten Beziehungen,“ fuhr die Gräfin fort, „war ich nie dort. Ich hab' eine Scheu vor der Ueberfahrt und höre jedesmal zu meinem Troste, daß es keinen schlimmeren ‚Pas‘ geben soll als den Pas de Calais. Indessen, wenn ich auch niemals dort war, ich höre doch gern davon. Alles ist interessant und eigenartig und zeigt uns das Leben von einer neuen Seite. Wie fanden Sie London?“

„Vor Allem ohne Londoner und beinahe auch ohne Engländer. Es ist dasselbe wie mit Wien, wie mit allen großen Städten. Sie werden zum Rendezvous für die Provinzen oder die Welt überhaupt. In London ist Alles ‚irish‘ und ‚scotch‘, und wollte man die Deutschen zählen, so fände man wahrscheinlich mehr als in unserem guten Wien. Im Uebrigen, um auch das noch zu sagen, ich kann mich mit einer Lebensweise nicht befreunden, die den Tag mit Speck und Ei beginnt und ihn mit Cognac abschließt. Kardinal Antonelli soll denn auch ausgerufen haben: ‚Ich mag kein Volk, das vierzig Sekten und eine Sauce hat.‘ Er hätte nach meinen Erfahrungen auch noch hinzufügen können: Alles sei schwer und mässig in diesem Lande, sogar die Träume. Wenigstens sprechen sie selber von plumpudding dreams.“

Es fehlte, wie sich denken läßt, nicht an Opposition dagegen, am meisten von Seiten Phemi's, die nicht müde wurde, vom Großen Freibrief an, über Milton und Shakespeare weg bis zu Scott und Thackeray hin Alles zu loben und zu preisen. Egon und Graf Pejevic's amüsirten sich erschützlich und stimmten mit ein oder widersprachen auch, je nach Laune.

So schwanden die Stunden, und erst als die Sonne gesunken und statt ihrer die Mondichel sichtbar geworden war, erhob man sich, um den Rückweg anzutreten.

Auch die Gräfin zog jetzt vor zu gehen und sprach nur den Wunsch aus, daß der am wenigsten abschüssige Weg eingeschlagen würde. Graf Pejevic's bot ihr den Arm, und Phemi plauderte nebenher, während Egon mit Franziska folgte.

Man ging anfänglich sehr vorsichtig, vorsichtiger noch als nöthig; als man aber die Kuppe passirt und die breiteren Gelände gewonnen hatte, machte sich's, daß man nicht nur in aller Bequemlichkeit, sondern sogar auch in einem beflügelten Marschtempo marschiren konnte. Denn das bunte Treiben auf dem Schützenplatz unten hatte mittlerweile begonnen, und die festen Takte von Trommel und Pauke drangen bis hoch an den Abhang hinauf. Um jedes Caroussel her waren Lichter und Lampions, und inmitten eines eingefriedigten Platzes, auf dem trotz der Mondhelle noch viele Pechfackeln brannten, erkannte man nicht nur Pierrot und Harlekin, sondern hörte ganz deutlich auch das Gelächter, das die Kapriolen und Witze Weider begleitete.

„Wir kommen gerade zu guter Zeit,“ wandte sich Egon an seine Begleiterin. „Und ich freue mich darauf. Können Sie sich denken, daß ich ein wirkliches Vergnügen an diesen Dingen habe?“

„Gewiß,“ antwortete Franziska, „das dürfen Sie, das ist Ihr gutes Recht. Und wenn ich an Ihrer Stelle wäre, so würd' ich es auch haben. Aber unferne ist doch mehr oder weniger genirt und empfindet leicht eine Verwandtschaft heraus, die schließlich bedenklich ist.“

„Sie scherzen,“ sagte der Graf, „oder wenn es wirklich Ihr Ernst ist, so möcht' ich fast von Empfinden sprechen dürfen.“

„Empfinden vielleicht. Aber Scherz, nein. Ich nehm' es ganz ernsthaft. Auch glaub' ich kaum, daß ich damit vereinzelt dastehe.“

„Phemi?“ lachte der Graf.

„Nein, Phemi nicht. Aber Andere, wobei mir eine kleine, dasselbe Gefühl ausdrückende Lenau-Geschichte wieder in Erinnerung kommt, die mir Bauernfeld letzten Winter erzählte.“

„Darf ich sie wissen?“

„Gewiß. Ich habe die Namen und näheren Umstände vergessen, aber gleichviel. In irgend einem Wiener Restaurant, in dem Lenau verkehrte, befand sich eine junge Person, die nicht bloß die Gäste bediente, sondern auch Verse machte. Diese Verse nun wurden bei bestimmter Gelegenheit an Lenau gegeben, der sie las und sofort in eine besangene Stellung zu der neu entdeckten Dichterin gerieth. Alles, was sie geschrieben hatte, war unter mittelmäßig, aber sich auch fernerhin von ihr bedienen zu lassen, erschien ihm nichtsdestoweniger unmöglich oder doch im höchsten Grade peinlich. Er sah in ihr die Kollegin, die Wirtschwester und wußte sich schließlich nicht anders zu helfen, als daß er fortblieb. Es hat das, als mir Bauernfeld davon sprach, einen großen Eindruck auf mich gemacht, und ich würd' es einen feinen und liebenswürdigen Zug an Lenau nennen, wenn ich mir nicht selber damit eine Schmeichelei sagte.“

„Die Sie sich mit gutem Gewissen sagen dürfen,“ antwortete der Graf und nahm einen Augenblick ihre Hand. „Uebrigens freut es mich aufrichtig, Sie so lenaubegeistert zu finden. Heute schon zum zweiten Male.“

„Wie das? Zum zweiten Male?“

„Nun, meine Gnädigste, Sie werden doch allen Ernstes nicht glauben wollen, daß ich das schöne ‚Nach Süden'-Lied, wie Sie's damals nannten, und seine Schlusstrophe vergessen haben könnte?“

„Welches?“

„Hörbar rauscht die Zeit vorüber an des Mädchens Einsamkeit' . . . Ich glaube, so hieß es. Es hat mich damals in seiner melancholischen Schönheit eigenthümlich ergriffen und war der erste Plauderabend bei der Tante. Nur Fehler war zugegen und draußen Schnee gefallen. Entsinnen Sie sich noch?“

Franziska war betroffen, aber es gelang ihr, ihre Verlegenheit zu verbergen, und in einem immer

lebhafter werdenden Gespräche schritten Beide die Berglehne hinunter und auf die Budengasse zu.

„Sollten wir nicht lieber einen Umweg machen?“

„O, nicht doch,“ antwortete die Gräfin, an die sich seitens Franziska's diese Frage gerichtet hatte. „Mein Leben verläuft viel zu still und einsam, als daß es mir nicht eine Freude sein sollte, von ungefähr unter Menschen zu kommen. Ich such' es nicht auf, aber wenn es sich gibt, so heiß' ich es jedesmal willkommen.“

Und so mündete man denn wirklich in das bunte Fest- und Jahrmarkt-treiben ein.

Eine Menge großer Schaubuden war da, Panoramen, an denen sie, dem Menschenzuge folgend, rasch vorübergingen, bis ihnen zuletzt ein kleines Zelt aufstiel, über dessen Eingang in Transparent die Worte standen: „Einzige Verkündigung der Wahrheit“ und darunter in kleiner Schrift: „Fünzig Kreuzer“.

„Ah!“ sagte Phemi, „da muß ich hinein. Oft ist mir die Wahrheit umsonst gesagt worden, aber sie war auch darnach. Nichts ist umsonst, nicht einmal die Wahrheit.“

Und sie schickte sich wirklich an, in das Zelt einzutreten.

Aber Franziska zog sie wie mit Gewalt zurück und sagte: „Du bleibst!“

Eine momentane Verlegenheit trat ein und schwand erst wieder, als man aus der Budengasse heraus war.

„Ich war überrascht, Sie so heftig zu sehen,“ nahm endlich Egon das Gespräch wieder auf. „So heftig und so bestimmt.“

„Und noch dazu gegen Phemi,“ setzte Franziska lachend hinzu. „Phemi selbst aber wird mir am ehesten verzeihen. Ich konnte nicht anders und habe nun mal einen tiefen Widerwillen dagegen. Unser ganzes Leben ist eine Kette von Gnaden, aber als der Gnaden größte bedünkt mich doch die, daß wir nicht wissen und nicht wissen sollen, was der nächste Morgen uns bringt. Und weil wir's nicht wissen sollen, sollen wir's auch nicht wissen wollen.“

„Auch nicht einmal im Scherz, im Spiel?“

„Auch nicht einmal im Spiel. Denn es ist ein Spiel mit Dingen, die nicht zum Spielen da sind. Ich muß es wiederholen, ich hasse jede Neugier, die den Schleier von dem uns gnädig Verborgenen wegreißen will; aber am meisten widerstreitet mir doch die Neugier, die nicht einmal ernsthaft gemeint ist. Es gibt der tückischen Mächte genug, und ihre listig lauernde Feindschaft auch noch durch Spiel und Spott herausfordern zu wollen, thut nie gut und ist der Anfang vom Ende.“

Der Graf schwieg.

Bald darnach aber trennte man sich vor Phemi's und Franziska's Veranda, bis wohin die Gräfin in Artigkeit gegen die jungen Damen diese begleitet hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Erbtante.

Roman

von

Johannes van Dewall.

(Fortsetzung.)

Erstes Kapitel.

Ein Sterblicher hätte in der Klaratur, die sich gegen fünf Uhr desselben Nachmittags der Familie feierlich präsentirte, in der langersehnten Erbtante, jenes gefühlvolle, liebevolle Mädchen wieder erkannt, das heute früh diesen sentimentalen Ausflug hatte. Marie hatte diese Stunde für das Zusammentreffen mit dem Präsidenten selbst verabredet, hatte ihm ein versiegeltes Couvert überreicht und die bestimmte Erwartung im Namen der Tante ausgesprochen, den Vetter Leopold und seine Tochter ebenfalls hier zu sehen.

„So sei denn dieser Saal ein neutrales Terrain,“ hatte der Präsident mit einiger Förmlichkeit erwidert und dann die nöthigen Befehle gegeben, um den verhassten Bruder zu benachrichtigen.

Auf diesem neutralen Boden, einem großen, dreifenstrigen Gemach, standen die beiden Parteien jetzt aufmarschirt, der Onkel Leopold, welcher seit Jahren seines Stiefbruders Haus nicht mehr betreten hatte, stand kühl, ein wenig herausfordernd in einer Ecke, mit erhobenem Kopf, den Hut in der Hand, etwas hinter ihm Helene, drüben, durch den Tisch von ihnen getrennt, die Uebrigen.

„Gib Acht, ob ich meine Sache nicht gut mache,“ sprach Elisabeth, eingehüllt in jene fabelhaften Gewänder der Tante, kaum sichtbar unter den Shawls, gepudert, geschminkt und mit langen dänischen Handschuhen bewehrt. „Ich komme mir vor wie ein zweiter Diogenes, Marie — ich suche Menschen.“

Ein Wink dann, langsam öffnete sich die Thüre und geleitet und gestützt von ihrer indischen Bedienung, erschien die Tante in der Oeffnung derselben, ein zweiter Wink, die Diener traten zurück, der biedere John erschien auf der Schwelle, dort gleichsam Schilfwache stehend, während die Begum sich, schwerfällig auf ihrer Gesellschafterin Arm gelehnt, einer Pagode gleich mit dem Kopfe wackelnd, einige Schritte nach vorn bewegte und sich verneigte.

Nur mit der größten Mühe unterdrückten die Verwandten ihre große Bewegung, der Diplomat bog den Kopf herab und biß sich spöttisch auf die Lippen, Frida wandte das Gesicht zur Hälfte beiseite, um ihren Abscheu zu verbergen, während der Lieutenant unwillkürlich ein: „Auf Ehre, die alte Person sieht toll aus!“ murmelte.

In der That, in der Nähe, beim hellen Tages-

lichte bot die Tante einen ebenso lächerlichen wie abschreckenden Anblick. Mit einem schlichten Geschnack sondergleichen — zur Feier des Tages anscheinend, — hatte sie ein kostbares, funkelndes Schmuckstück an ihren Turban geheftet, in den Händen trug sie eine Dose, diese ebenfalls mit Juwelen besetzt, und ein langes, goldgesäumtes Taschentuch, die Füße dagegen stakten in Filzpantoffeln wie im tiefsten Winter, und von dem Gesicht waren durch die Umhüllungen fast nur die lebhaft funkelnden Augen und einige graue Haarsträhne zu sehen, das Uebrige verschwand hinter den Falten. Man hatte allgemein das Gefühl, als müßte die Alte ersticken.

Während ihre Augen lebhaft hin und her wanderten, begann sie zu sprechen, die Pagode, ebenfalls seltsam und unheimlich, die Laute klangen, als kämen sie aus dem Grabe, und dabei kante die Alte das ihr ungewohnte Deutsch durch die Zähne, daß man merkte, sie war völlig aus der Übung, die überall eingeschobenen englischen Brocken machten obendrein ihre Sprache noch unverständlich.

Dabei sah die alte Person aber beinahe lustig aus, die Neuglein funkelten immer heller, ihre Hände fingen an sich zu bewegen, auch machte sie allerhand seltsame, zum Lachen reizende Bewegungen mit den Hüften und Füßen, so daß der erste Schrecken der Versammelten bald einer heiteren Stimmung wich. Sie war entschieden ein gutes Frauenzimmer und durchaus nicht nachtragend, das bewiesen ihre ersten Worte schon. — Wie ganz anders hatte man sich doch die indische Tante vorgestellt!

„Ich bin komme in my fatherland,“ hub die rauhe, tiefe Stimme an, „um noch einmal zu sehen die Plätze, wo ich war ein Kind und die liebe relations“ (hier nickte sie Allen der Reihe nach freundlich zu). „Ich bin long time gewese abroad und komme zurück aus the Indies, wo ich hab' begrabe meine gute Mann. His soul be in Heaven!“ Hier nahm die Alte eine große Priße, reckte die Nase aus der Binde und schnaubte sich höchst umständlich.

„Eine charmante Person, das Gesellschaftsfräulein,“ raunte der Diplomat seiner ältesten Schwester in's Ohr. Deren ungeduldige Bewegung mit den Schultern hieß ihn schweigen.

„Ich hab gemacht die lange Reise über die See,“ fuhr die Tante etwas fliehender fort, „um zu sehn das deutsche Vaterland noch einmal, ehe ich sterbe; hoffe aber zu leben noch lange Zeit in Gesundheit.“

Diesen Zusatz schien sie für einen Witz zu

halten, denn sie belachte ihn und hatte die Genugthuung, zu sehen, daß ihre Verwandten ihn ebenfalls belächelten.

„Wenn ihr mir gestattet, will ich leben eine Zeitlang in eurer Mitte und hoffe zu sein in Eintracht und Frieden, darum hab' ich an euch geschrieben und mir erbeten eure Zustimmung. Ich bin erfreut, euch Alle bei gutem Wohlsein zu finden und euch Alle kennen zu lernen, denn als ich fortging von hier, war ich ein Kind halb noch und die Aeltesten von euch kaum geboren.“

Hier schnupfte die gute alte Frau abermals, wandte sich dann um und machte dem Schotten ein kurzes Zeichen.

„Ich hoffe, bei näherer Bekanntschaft werden Sie meine Eigenheiten, was kommt von der großen Hitze und meinem einsamen Leben, und meine schlechte prononciation, wo kommt von dem Mangel an Übung seit über vierzig Jahre, entschuldigen und werden Alle sein meine Freunde.“

Hier sahen die Zuhörer mit Entsetzen, wie der hölzerne John mit einem Glase sich näherte, welches die Tante beroch und dann mit allen Zeichen sichtbaren Behagens auf einen Zug leerte. Der Diener nahm es wieder in Empfang, sie nickte, räusperte sich und begann von Neuem zu reden.

„Auf Ehre — das war Grog!“ brummte der Lieutenant sehr belustigt und unterdrückte kaum eine laute Aeußerung der Heiterkeit. In der That begann sich sogleich ein ziemlich kräftiger Alkoholgeruch durch das ganze Zimmer zu verbreiten.

„Weißt Du, ob sie vielleicht eine Verwandte oder nur die Gesellschafterin der Alten ist?“ fragte Egbert leise, ohne eine Antwort zu bekommen.

„Um mich ein wenig zu insinuiren bei meine lieben Verwandten, habe ich euch einige Geschenke mit aus meiner andern Heimat gebracht; bevor ich aber diese euch gebe, bitte ich mich mit die einzelne von euren Kindern bekannt zu machen.“

Hier nickte die Tante auffordernd dem Präsidenten zu, der, also genöthigt, mit steifem Nacken und einem Gesicht, in welchem die Freundlichkeit nur eine schlechte Maske war, — denn der Aermste ermaß recht wohl, in welche Verlegenheit eine solche Verwandte ihn bringen und wie sie ihn zum Gespött der Leute machen würde, — herbeieilte und die einzelnen Glieder seiner Familie ihr präsentirte.

Einem Jeden sah die Tante starr in's Gesicht. — So ganz in der Nähe sah sie fast noch greulicher aus, — und richtete dann einige Worte an ihn.

„Mein Stiefbruder Leopold,“ sprach der Präsident, ohne eine Miene zu verziehen.

„Ihr seid der Kommerzienrath, welcher haben mir angeboten seine cottage,“ sprach sie lebhafter, „und das sein Euer Kind, welches mir schenkte die Blumen.“

Fast entsetzt wich Helene zurück, denn es dünkte sie, diese seltsame Frau wollte sie küssen, aber sie täuschte sich, sie sah ihr nur forschend in's Gesicht, bewegte dann befriedigt den schweren Kopf und zog einen kostbaren Ring von ihrer behandschuhten Rechten.

„Ich hab keine Blumen, obgleich ich sehr ihnen liebe, very well, aber Du trag diesen Ring, als ein

Andenken von Deiner alten Tante, die Du sehr froh gemacht hast durch Deine Gabe, denn Blumen bedeuten frohe Tage, mein Kind.“

Erröthend und beinahe widerwillig litt es Helene, daß die Tante ihr das kostbare Kleinod auf den Finger schob. — Mariens scharfes Auge überflog dabei die übrige Gesellschaft. Bei Präsident's drüben machte man sehr lange Hälse, es sprach sich dort eine namenlose, mit Schreck gepaarte Entrüstung aus, aber auch eine deutliche Regung von Neugierde war in den Zügen derselben sichtbar. Seltsam, ein Einziger zeigte dort drüben ein freundliches, offenes Lächeln — das war der Lieutenant.

„Möchte nun nehmen ein wenig Platz,“ sprach die Tante zurücktretend und offenbar sehr zufrieden mit dem Kopfe nickend, während der Präsident seiner Tochter Karola zitternd vor Erregung zuflüsterte:

„Es ist unerhört! — Und dabei riecht die Person nach Schnaps wie ein Holzhacker!“

„Meine Füße sind schwach durch die Jahre und die große Hitze.“

Man brachte ihr einen Sessel.

„Für euch, meine liebe Cousin, habe ich nichts,“ begann sie dann und schnupfte auf's Neue und guckte sich hell mit ihren Augen um, „aber solche junge Dinger habe Freud an solch bunte Tant.“

Hier flüsterte sie Marie etwas zu, diese verschwand im Nebenzimmer und kehrte gleich darauf mit zwei umfangreichen Paketen zurück, mit denen sie vor Karola und Frida hintrat. — Ein Doppelschrei der Freude, jene Pakete enthielten prächtige Seidenstoffe und für Jede einen indischen Shawl, offenbar von großer Kostbarkeit. Selbst die Männer betrachteten mit Interesse diese farbigen und weißen, zarten, von Gold- oder Silberfäden durchschossenen Stoffe, welche Frida's Hände entfalteten, denn während Karola erröthend auf die Tante zutrat, ohne ihr Paket zu berühren, hatte Jene mit kindischer Hast dasselbe geöffnet und betrachtete nun ihre Schätze mit glänzenden Augen und mit dem freudigen Bewußtsein, alle ihre Rivalinnen im nächsten Winter zu überstrahlen. Bei kleinlichen Naturen, namentlich wenn sie unter Entbehrungen leiden, ist ja das natürlichste Gefühl der Neid und der Wunsch, beneidet zu sein.

Karola trat an die Tante heran, verbeugte sich und stammelte ihren Dank, der Handkuß wurde verhindert.

Als Elisabeth in die schmalen, verhärmtten Züge dieser Cousine sah, welche vor den Jahren alt geworden war, erfaßte sie ein Gefühl des Mitleids; sie fiel beinahe aus der Rolle. Nur mühsam faßte sie sich und brachte ihr: „Schön, schön... very good, meine Tochter!“ so ziemlich heraus. Dann griff sie in ihre umfangreiche Tasche, tastete an sich herum und zog zuletzt einen andern Ring vom Finger, den sie Karola schenkte.

„Bin sehr begierig, was wir davontragen werden,“ raunte Egbert seinem Bruder zu, den die kostbaren Steine reizten, die er dort funkeln sah.

Ein heller Aufschrei überdönte die Antwort: als soeben Frida zur Tante hineilte, um ihr stürmisch zu danken, hatte diese sie bei der Hand gefaßt und

ihr groß in die Augen sehend gefragt: „Du bist Die, die was haben wollte mitgebracht?“

Dann hatte sie ein Etui aus ihrer Tasche gezogen und es der Erschrockenen übergeben. Es enthielt eine goldene Kette mit einem seltenen und kostbaren Schaustücke daran; der Anblick des Schmucks entriß dem lebhaften Mädchen diesen Schrei.

Ihren stürmischen Dank lehnte die Tante ab.

„Nicht so eccentrical, nicht so schrein, mein Kind! . . . Ich bin ein altes Weib, was kann das nicht leiden. Schon gut.“

So sprechend klopfte sie Frida leise auf den Arm, nahm eine Priese und nickte ihrer Begleiterin zu, welche alsbald mit einem andern Paket sich Helene nahte.

Die Augen der Tante rollten dabei in Einem fort, sie beobachteten scharf die verschiedenen Gesichter. Der Präsident schien offenbar enttäuscht, sowohl über die Summe, welche er erhalten hatte, als über die Geschenke: für eine Millionärin wahrlich Bagatellen! . . . Ein paar seltene Fähnchen, ein Ring — er schätzte diesen auf höchstens hundert bis zweihundert Thaler — und eine Kette. — Die Quelle mußte ganz anders fließen, wenn es sich der Mühe lohnen sollte, sich so zu kompromittiren. Der Kommerzienrath sah zufriedener aus, doch wohl nur, weil sein Kind den Anderen vorgezogen worden war. Am schärfsten betrachtete sie sich den ehemaligen Diplomaten, und alle Bitterkeit, welche sie einst empfunden hatte, die Demüthigungen, welche sie durch ihn erlitten, die Thränen, welche sie geweint hatte, kamen wieder lebhaft in ihre Erinnerung.

Sie sah dieses schmale, verlebte Gesicht, mit dem höhnischen Munde und der überhebenden Miene, — es war dasselbe, welches sie einst so gehaßt und verwünscht hatte, nur gealtert, vor der Zeit entnervt, durch Ausschweifungen gewiß, durch einen schlechten Lebenswandel.

Etwas hinter diesem, ein ziemlich gleichgültiger Zuschauer, stand sein jüngerer Bruder. — Man hätte nicht glauben sollen, daß die Beiden Zweige eines Stammes wären. Der Dragoner war offenbar aus einem andern Holze geschnitten, er hatte ein gutes Gesicht und sah aus wie ein anständiger Mann. Seltsam, sie bemerkte es auch, wie beinahe vergnügt, nein, innig, er jetzt hinübersah zu Helene. — Dieser Better gefiel ihr, sie begann seitdem ihn genauer zu beobachten.

Eine Idee kam ihr, sie winkte sich den Präsidenten heran und sagte ihm etwas leise in das Ohr. Gleich darauf trat dieser auf Egbert zu, nahm ihn bei der Hand und führte ihn ihr entgegen.

„Du warst bei die diplomaacy?“ fragte sie, ihn groß mit ihren glänzenden Augen ansehend.

„Ich hatte diese höhere Carrière erwählt,“ liebe Tante, versetzte Jener mit seinem gewöhnlichen fatalen Lächeln, „leider kostet dieselbe aber Geld, viel Geld, — da erlahmten mir die Fittige; nun ziehe ich im Noth.“

„Wo bist Du gewesen, auf welchen Posten?“ examinierte die Tante weiter und nahm abermals eine große Priese. Mit Genugthuung bemerkte sie dabei, wie Marie sie beobachtete.

„Zuerst in Berlin, dann in Bern — das ist die Hauptstadt von der Schweiz.“

„O, ich weiß . . . ich bin nicht so unwissend, wie Du zu denken glaubst.“

„Liebe Tante, ich beabsichtigte durchaus nicht . . .“ beeilte Egbert sich zu entschuldigen, sie aber unterbrach ihn lebhaft:

„Hat mir zu sagen — die junge Papageie pfeife immer klüger als die Alten, nicht wahr, lieber Better?“

Der Präsident, welcher Alles, was gegen seine äußere Würde war, tödtlich haßte, machte ein ganz absonderliches Gesicht bei dieser Schwentung.

„Im Allgemeinen mag das wahr sein, aber bei meinem Sohne trifft dieß nicht zu,“ erwiederte er. „Obgleich sein Vater, darf ich sagen, daß Ueberhebung ihm fern liegt und daß er in Respekt vor seinen Verwandten auferzogen wurde.“

„Schon recht . . . oh yes, um so besser! Freue mich, das zu hören!“ sprach die Tante und nickte dabei gönnerhaft mit dem unförmigen Turban. „Und wann warst Du in Bern, mein Sohn?“

„Bis vor vier Jahren, theure Frau Tante.“

Alle lauschten begierig, man legte sich diese eingehenden Erkundigungen nicht anders aus, als daß die Tante beabsichtige, für Egbert etwas Besonderes zu thun, und er selbst am allermeisten. Trotz der kleinen Klüge soeben glaubte er einen vortheilhaften Eindruck auf die Tante zu machen, der Aermste, er konnte ja nicht ahnen, wen jene Hülle verbarg.

„Wenn Du wieder eintreten willst in Deine diplomatische Laufbahn,“ hub die Erbtante in ihrem selbstgemachten Kauderwälsch an, „dann kann ich Dir geben recommendations of the compagnies of the Indies, mein Sohn. Du kannst da machen Dein Glück, ebenso wie Dein altes Weib von Tante es gemacht.“ Alle sahen sich sehr betroffen an.

„Ich war auch einst ein armes Frauenzimmer, verlassen von alle Welt, ohne recommendations, und hab gefunden dort meine Weg, mit Ausdauer und Energie, und hab gefunden mein Glück. Wenn Du hast ebensoviel Ausdauer und Geschick, wirst Du kommen so zu einer ehrenvollen Stellung.“

„Gestatten Sie, liebe Tante, daß ich diesen gütigen Vorschlag erst reiflich in Erwägung ziehe,“ versetzte der nicht wenig bestürzte Egbert.

„Mein Sohn ist bereits hier in einer achtungsvollen Lebensstellung, liebe Cousine, doch danken wir für Ihre gute Absicht und wollen überlegen,“ kam der Vater ihm zu Hülfe.

„Komm' heran, mein Kind — Du willst Dich bedanken!“ rief die Alte, abspringend plötzlich, Helene zu. „Ich habe auch noch etwas für Dich.“ Sie hatte aus dem reichen Vorrath der Tante Karoline sich eine gute Anzahl von Schmuckstücken, zum Theil von seltener Art und von hohem Werthe, in die umfangreichen Taschen gesteckt. Sie zog jetzt eine Handvoll von diesen Sachen hervor, suchte eine Weile in ihnen herum, nahm zuletzt einen kleinen goldenen Elephanten, dessen Müffel und Augen mit Rubinen und Diamanten besetzt waren, und drückte ihn dem erröthenden Mädchen in die Hand, dann ohne die neidischen Mienen der beiden Cousinen scheinbar zu

bemerkten, nickte sie Egbert zu und winkte den Dragoner heran.

„Wie heißt Du? . . . Ich hab sehr in affection die Militärs, denn mein Mann, der selige Macduff, war selbst ein großer Kapitän,“ redete sie ihn an.

„Das freut mich zu hören, Tante. Ich heiße Egon,“ versetzte dieser ziemlich trocken, denn ihn verdross im Grunde diese ganze Szene und ihm mißfiel die Tante ganz außerordentlich.

„Du kannst Dir suchen aus, was Du willst haben von diese Sachen,“ damit hielt sie ihm die offene mit Schmutz gefüllte Hand hin, „denn ich weiß, Soldaten haben immer zu machen kleine Präsenten . . . Habe gewohnt in Bombay, in Madras und in Patna in die Baracken mit meinem seligen Mann, hatte Jeder, vom Kapitän bis zum Kornet, seine kleinen Herzensgeschichten . . . O, ich kenne das,“ fügte sie mit einem gutturalen Lächeln hinzu und klopfte ihm den Arm. „Aber freilich, mein Kind, man wird alt.“

„Give me brandy and water, John!“

Der Dragoner wurde sehr roth. — Er sah nicht das Zucken seiner Schwestern und den Blick des Vaters, unwillkürlich machte er eine abweisende Bewegung und sprach: „Ich danke, Tante, das ist nichts für mich.“

„Dear me! Nichts für Dich?“ rief die Tante erstaunt und wackelte mit dem Kopf, „das ist sehr seltsam!“

Sie nahm den Grog und trank. Das Getränk war übrigens nur gefärbtes Wasser und der Geruch kam von ihren Kleidern und John's Aermel her.

„Gib das den Mädels, die können so etwas brauchen,“ sprach Egon hartnäckig.

„Und Du? — Du bist ein schmucker Junge, ich will nicht, daß Du leer ausgehst. — Marie!“

Wieder ein Tuscheln, einige Sekunden der Erwartung, dann kam die Gesellschafterin zurück und wickelte aus einem Papier einen indischen Dolch in prächtiger Scheide, diese und der Griff bligten von edlen Steinen.

Länger streckten sich die Hälse, höher färbten sich die Gesichter, als die Tante dieses kostbare Werthstück dem Dragoner hinhielt.

„Da . . . das ist etwas für einen Kriegsmann — was?“ sprach sie heiser und sah diesen aufmunternd an.

„Liebe Tante . . . in der That, das ist zu kostbar . . . Auf Ehre, das kann ich nicht nehmen,“ stammelte dieser.

„Wie?! kannst Du nicht? Willst Du beleidigen eine alte Frau?“ rief diese ärgerlich.

„So nimm doch!“ befahl der Vater, während der Onkel Leopold mit gierigen Blicken daneben stand und den Dolch betrachtete.

Der Dragoner befand sich in großer Verlegenheit: der Dolch gefiel ihm schon, nur die Geberin nicht und der Gedanke, daß man vielleicht glauben könne, er hätte sich vorhin nur geweigert zu nehmen, um Besseres zu bekommen.

„Ich danke herzlich,“ sprach er, einen plötzlichen Entschluß fassend, „es ist sehr gütig, liebe Tante.“

Sie schüttelte ihm treuherzig die Hand und klopfte

ihm die Wange; Egon trat mit seinem Dolch zurück und ward sogleich von seinen Schwestern und dem Vater umringt.

Abermals bog sich die Alte zu ihrer Begleiterin herüber und abermals ging diese in das Nebengemach und kam mit einer Gabe zurück. Es war ein Stui mit seltenen indischen Münzen.

Beinahe hätte Elisabeth dieses Mal ein Lachen nicht unterdrückt, als sie die süßsaure Miene ihres lieben Neffen Egbert bemerkte, dessen Geschenk im Werthe weit hinter dem seines Bruders zurückblieb. Indessen war ihr im Grunde der Diplomat zu verhasst, auch wünschte sie diese Komödie zu beenden. Der Neffe sprach seinen Dank. Marie kam abermals herein. Die Tante erhob sich schwerfällig.

„Hier, meine lieben Cousins,“ sprach sie, die beiden großen Stuis aus Mariens Händen nehmend, „das ist für euch. Es ist wenig. — Ich wünsche, daß ihr möget trinken lange daraus, in gute Gesundheit.“ Es waren zwei schön gearbeitete Becher indischer Arbeit von gediegenem Golde. Die feindlichen Brüder drückten einer nach dem andern der Tante die Hand, scheinbar zufrieden mit ihrem Theil.

„So, meine Freunde, — nun danke ich für die gütige Aufnahme in eure Kreis und will mich ziehen zurück. Ich bin eine alte Frau und bedarf der Ruhe.“

„Aber Tantchen, erstickst Du denn nicht in Deinen Shawls?“ rief Frida in ihrer übertrieben naiven Weise und eilte herzu, um diese zu stützen. Mit großen Augen sah die Begum sie an.

„Ich komme aus Indien,“ sprach sie stirnrunzelnd, ließ sie stehen, verbeugte sich schwerfällig und schwanfte auf Mariens Arm gelehnt hinaus.

Zwölftes Kapitel.

Die Thüre hatte sich hinter ihnen geschlossen. Mit einem hoffärtigen, unverschämten Blick wandte sich augenblicklich Egbert herum und sah zu seinem Onkel und seiner Tochter hinüber, als wollte er sagen: „Nun, seid ihr noch nicht fort? . . . Hinaus mit euch!“ — Zu seinem und der ganzen Familie größtem Erstaunen aber trat Egon an die Geheften heran und fragte, als verstünde sich das ganz von selbst, ob er ihnen ihre Geschenke nicht durch seinen Burschen nach Haus schicken sollte.

„Danke, Herr Neffe, unten wartet mein Wagen,“ versetzte der Kommerzienrath zugeknöpft, warf einen herausfordernden Blick auf seine Verwandten und ging mit der Tochter schnurstracks hinaus, unter dem höhnischen Gesichte der Mädchen und des Assessors.

Dieses Lachen galt ebensowohl den Verhassten, wie dem Bruder, den man einestheils beneidete, da er das beste Theil von der Tante erhalten hatte und dem man es außerordentlich verdachte, sich und der Ehre seiner Familie so viel vergeben zu haben, wie jetzt eben. — Darüber darf man nicht in Zweifel sein: Familien, die Andere systematisch anfeinden, gleichen ein wenig den Wölfen, sie fressen sich gelegentlich unter einander auf. Solch' ein böser, harter Sinn frisst sich immer tiefer ein in den Organismus und wirkt vergiftend nach allen Seiten. Egon hatte die Verwandten bis zur Thür geleitet,

wandte sich jetzt herum und sah die spöttischen, ungehaltenen Gesichter seiner Geschwister auf sich gerichtet.

„Gilt dieses Lachen mir?“ fragte er, sich aufrichtend und die Stirne kraus ziehend.

„Du brauchtest Deine menschenfreundliche Herablassung nicht gar so weit zu treiben, lieber Bruder,“ versetzte Karola herbe, mit einem häßlichen Zug um den schmalen Mund.

„Ich glaube gar, er will sich schön machen bei dem dummen Ding,“ fiel Frida wegwerfend dazwischen.

„Schlimm genug, daß man diese Leute hier im Hause dulden muß,“ fügte Egbert hinzu.

Egon sah sie Alle der Reihe nach mit einem festen, männlichen Blicke an, sprach ein kurzes: „Ihr solltet euch schämen!“ und wollte hinaus. Aber ein Wort des Vaters rief ihn zurück.

„Noch einen Augenblick,“ hub er an. „Ich möchte keinen Streit im Hause haben. So lange unsere Verwandte hier bei uns wohnt, bitte ich allen Groll zu begraben. Ich kann deshalb Dein Benehmen, lieber Egon, nicht gerade tadeln, obgleich ich nähere Beziehungen zu meinem Stiefbruder nach dessen früherem lieblosem Benehmen natürlich nicht wünsche.“

Hier traf sein ernster Blick den Dragoner, welcher seinerseits finster auf seine jüngste Schwester blickte, die soeben wieder bei den Worten: „nähere Beziehungen“, begonnen hatte, spöttisch zu lächeln.

„Auch noch ein Wort in Bezug auf eure Tante: die alte, wunderliche Dame verdient unsere Nachsicht. Ich mache es euch zur Ehrenpflicht, nichts zu thun, was dieselbe betrüben könnte. Sie ist unser Gast und allem Anschein nach eine etwas verwahrloste, aber gutmüthige Frau. — Ihr Alle wißt, daß von unserer Klugheit viel, sehr viel abhängt. Ich verbiete daher sie zu belästigen, verbitte mir jedes moquante Lächeln bei ihrem Erscheinen, befehle, sie völlig gewähren zu lassen und euch freundlich zu benehmen gegen ihre Dienerschaft und deren Gesellschaftsdame. Ich verlange in dieser Richtung um so mehr Gehorsam, als ich vielleicht genöthigt sein werde, die Güte der Tante in der nächsten Zeit in Anspruch zu nehmen.“

Hier machte der Präsident eine inhaltvolle Pause. Daß er verstanden war, daran durfte er nicht zweifeln.

„Ich möchte, daß wir vortheilhaft gegen unsere übrigen Verwandten abstechen. Eure ganze Zukunft hängt von eurem mehr oder minder klugen Betragen ab, das bedenkt . . . Nun geht an eure Geschäfte.“

Der Präsident blieb angelehnt an der Fensternische stehen und gab Karola einen Wink, zu bleiben. Während dessen entfernten sich die Uebrigen.

„Ich als politischer Agent nach Indien? — Das fehlte noch!“ vernahm man Egbert's Stimme gleich darauf im Vorzimmer.

„Dieses schmeichlerische, alberne Geschöpf — Einem die besten Sachen gleich vorweg zu nehmen!“ beklagte sich Frida.

„Willst Du nicht Deinen Dolch einstecken?“ rief Karola ihrem Bruder nach. Dieser blieb stehen,

wandte sich herum, nahm das kostbare Geschenk, betrachtete es noch einmal flüchtig und trat dann zu seinem Vater.

„Ich bitte Dich, lieber Vater, hebe mir ihn auf,“ sprach er und reichte ihm denselben hin.

Der Präsident sah überrascht erst, dann beinahe betreten auf seinen Sohn; aus seinem kalten Auge zuckte ein wärmerer Strahl, als er jetzt in des Lieutenant's offenes Gesicht blickte. Einen Moment schien er zweifelhaft zu sein, was er thun sollte, dann nahm er das Kleinod und legte es neben sich auf den Tisch.

„Ich danke Dir — ich werde ihn fortschließen,“ sprach er kurz, dann reichte er seinem Sohne die Hand und fügte nach kurzem Ueberlegen hinzu: „Du kannst hier bleiben, lieber Egon, Du magst mit anhören, was ich mit Karola zu verhandeln habe, es geht uns Alle an, Dein Rath kann mir von Nutzen sein.“

Sie standen in der Fensternische, Karola hatte die Thüre nach dem Korridor vorsichtig abgeschlossen und trat nun zu ihnen.

„Ich bin genöthigt, lieber Sohn, eine kurze Erklärung vorausszuschicken, damit Du mich verstehst und würdigst,“ begann der stolze Mann mit äußerlich sicherer Haltung, aber mit Scham und schwerer Sorge im Herzen, die auf der Stirn ihre deutlichen Spuren eingrub.

„Ich begann mein Leben mit beinahe nichts,“ fuhr er den Kopf senkend mit leiser, von Leidenschaft erregter Stimme fort. „Als Student, in den langen Jahren hernach, als Referendar und unbeförderter Assessor lebte ich von meinem Witz und den zweihundert Thalern, die die Eltern mir geben konnten. So wenig ich hinter Jemanden zurückstehen wollte, ja, so stolz, überhebend selbst ich bisweilen nach außen auftrat — im Stillen hungerte ich, entbehrte ich nach jeder Richtung. Ich gab heimlich Stunden, ich schrieb Novellen und übersetzte englische und französische Romane — die Zeile zu zwei Pfennigen. Ich ließ es mir blutsauer werden, aber ich verdiente kaum das Salz auf das Brod — ich darbt.“

Es lag so viel Bitterkeit und Weh in des Präsidenten Stimme, — Egon senkte gerührt und verlegen die Wimpern, während Karola zärtlich an seiner Schulter lehnte und zu ihm auf sah mit schwärmerischen Blicken. Die heiße, treue Liebe zu ihrem Vater war beinahe der einzige versöhnende Zug in dieser herben Mädchenseele.

„Das Alles wurde getragen und wäre zu ver-schmerzen gewesen, hätte nicht der Böse, der ja so gern zum Ueblem Uebles gesellt, mir nicht einen Denktettel mitgegeben in jene schweren Jugendjahre, welcher mich verfolgte bis auf den heutigen Tag, — Schulden nämlich! . . . Weiber und Schulden — sagt man, man wird sie niemals wieder los!“

Der Präsident fuhr sich über die heiße Stirn.

„Nicht leichtsinnige Schulden waren das, nur zum Beschaffen des Nothwendigsten, nur um nach außen hin mir nichts zu vergeben, borgte ich Geld; — da kam die Lawine in's Rollen, da begann der Fluch!“

„Lieber Vater!“

„Ich kämpfte wie ein Mann, — es war allezeit gerade genug, um nicht zu erliegen, aber mehr wie zu viel, um mir jedes Lebensglück im Keime zu ersticken . . . Als ich endlich mein erstes Gehalt bekam, mußte ich zur Seite legen von dem Wenigen, den Löwenantheil für die Wucherer; seit ich denken kann, arbeitete ich nur für diese Vampyre, gab ich ihnen mein Herzblut, mußte ich mit ihnen kämpfen Schritt für Schritt, um Leben und Ehre, lebte ich in einem fortwährenden Banne der Angst, der moralischen Folter und der Verfolgung! . . . Davon ist dieses Haar vor der Zeit ergraut.“

„Armer Vater!“ sprach Egon tief ergriffen und drückte diesem die Hand.

„Ich heirathete dann, — ich glaubte, nun begannen bessere Tage; ich knüpfte ein anderes Geschick an das meine. — Ich Thor! — Mit dem Wenigen, was meine Frau zur Aussteuer erhielt, tilgte ich einen Theil meines Defizit, das Andere wollte ich nach und nach abtragen. — Damals sah ich Land, ich athmete auf. — Aber es war eine Fata Morgana, trügerischer Schein! ich hatte gerechnet ohne jene Blutsauger. — Es ist ein langes Bild des Kampfes und des Glends, was ich entwickeln müßte, wollte ich das Alles erzählen! — Kurzum, ich zahlte und zahlte, das Vermögen meiner Frau und mein Gehalt, es floß in diesen Abgrund und kaum so viel blieb uns übrig, das elende Leben, das wir führten, zu fristen, um anständig nach außen zu existiren . . . Damit aber nicht genug, die Bürde, anstatt sich zu verringern — sie wuchs, wuchs mehr und mehr! . . . Jetzt drückt sie mich zu Boden — meine Kniee tragen mich nicht mehr . . . ich bin am Ende! . . .“

Noch niemals hatte Egon seinen Vater so gesehen, erschrocken und in der tiefsten Seele ergriffen betrachtete er den keuchenden, nach Athem ringenden, in Schweiß gebadeten Mann.

„Ich bin gezwungen, einen Entschluß zu fassen,“ fuhr Jener scheinbar gefaßter fort, „meine Gläubiger drängen mich. Wenn etwas von den Beziehungen zu solchem Gelichter in's Publikum dränge, meine Reputation, Autorität und Stellung wären für immer dahin . . . Man setzt mir Daumenschrauben an, rechnend darauf, nun die Tante aus Indien angekommen ist, wäre der Augenblick da, ihre Ernte zu halten . . . Ich muß erwägen, ob ich noch einmal temporisire, jene Hyänen zu beschwichtigen versuche, oder ob ich mich der Tante Karoline eröffne. — Ehe ich beschließe, möchte ich euren Rath hören.“

„Ich bin der Meinung, Du sprichst offen mit der reichen Frau,“ hub Karola unverzüglich an und umschlang den Arm ihres Vaters fester. „Dieser Zustand der Sorge reißt Dich auf. Wenn sie nur einen Funken von Gefühl hat, so muß sie Dir helfen!“

„Mein liebes Kind, Du weißt nicht, wie schwer der Mensch bei Lebzeiten sich vom Besitz trennt, von einem kleinen Partikel selbst, und säße er bis über die Ohren im Golde,“ erwiederte der Vater mit Bitterkeit und nickte nachdrücklich, starren Blickes einige Male mit dem Kopfe.

„Ich will mich ihr zu Füßen werfen, sie flehentlich bitten . . .“

„Thue das nicht,“ unterbrach er sie stirnrunzelnd, „sie scheint keine Liebhaberin von Erregungen des Gemüths zu sein. Sie ist alt und wunderbar . . . Was sagst Du, mein Sohn?“

Egon hatte tief erregt, mit nachdenklicher Miene bis jetzt dagestanden; diese Leidensgeschichte seines Vaters, wie erinnerte sie ihn nicht an sein eigenes Loos! . . . Doch nein, er wollte nicht undankbar sein. Der Himmel hatte bisher ihn gnädig genug behandelt, nur in Einigem glich es ihm. — Jetzt sah er auf.

„Lieber Vater,“ versetzte er mit Festigkeit und Wärme, „ich an Deiner Stelle würde alles Andere versuchen, ehe ich diesen letzten, verzweifelten Schritt thäte, die Tante ist kaum im Hause, wir kennen sie kaum in ihren Eigenthümlichkeiten. Ein jeder Mensch will richtig genommen sein, wenn er Geld geben soll, vor Allem eine alte Dame. — Wenn Dein Appell an ihre Güte nun vergebens wäre, die Folgen wären ernst, das letzte Pulver verschossen. Die Tante verlasse vielleicht das Haus, die Gläubiger, ihrer letzten Sicherheit beraubt, drehen die Schraube vollends zu und Alles wäre aus. — Ich schlage deshalb vor, noch einmal zu temporisiren, den Schufsten die Mäuler zu stopfen, um Frist zu gewinnen, die Tante näher kennen zu lernen und zu erfahren, wie und wo man die Hebel ansetzt, um das Herz derselben zu rühren.“

Dieser verständige und von Erfahrung zengende Rath des Sohnes machte Eindruck auf den Vater. Es lag Dank und Anerkennung in seinen Mienen, als er diesem jetzt die Hand reichte.

„Du hast Recht, Egon,“ sprach er etwas mühsam, denn sein Stolz blutete in diesem Augenblick unfählich, „ich danke Dir für Deinen guten Rath und werde ihn befolgen. Es ist nur ein schwieriger Punkt noch vorhanden: ich soll jenen Schurken die Mäuler stopfen, — aber womit? — Ich brauche dazu zum mindesten tausendfünfhundert Thaler und ich besitze, außer fünfzig Pfund, welche mir heute die Tante gab, nur etliche Goldstücke, im Ganzen vielleicht fünfhundert Mark.“

„Nimm die Chartakte da und zeig' sie den Halunken oder mache sie zu Geld, Vater, und gib es ihnen, und reicht es nicht, ich habe vier Pferde im Stall, ich kann ohne Noth zu Leiden eins davon entbehren.“

Gerührt reichte der Präsident dem Dragoner noch einmal die Hand.

„In der Noth, mein Sohn, erkennt man seine Freunde,“ sprach er ergriffen, mit unsicherer Stimme. „Ich weiß, Du spielst nicht mit Worten; — ich nehme Dein Anerbieten an, bedauernd, daß ich Dir dieses schöne Spielzeug rauben muß.“

„O, Egon hat ein gutes Herz!“ rief Karola mit glänzenden Augen. „Nimm auch meines, Vater! Alles sei Dein, nur athme wieder auf, lächle wieder, werde nicht krank! . . .“

Ihr Auge hatte einen schwärmerischen, beinahe fanatischen Ausdruck, als sie sich dem Vater erst und dann dem Bruder an die Brust warf.

„Der Himmel segne euch, meine theuren Kinder,“ sprach der Präsident beinahe weich, legte seine Hände auf ihre Häupter und ging hinaus.

Dreizehntes Kapitel.

Die Thüre hatte sich hinter den beiden Freundinnen geschlossen, an der nächsten verabschiedeten sie John und die braune Dienerschaft. — Noch eine Thüre und sie waren unter sich, sie fielen sich in die Arme und fuhren dann ebenso plötzlich wieder auseinander.

„Du lachst?“ sprach Elisabeth.

„Du weinst, ehrwürdige Lady Macb . . . verzehre, Macduff?“ fragte Marie, ihr Erstaunen hinter einem Scherze verbergend. „Du weinst, daß Dir die Thränen über Deine graue Schminke träufeln?!. . .“

„O, spotte nur! . . . Mir ist so elend zu Muthe . . . ich möchte mich hinlegen und klagen . . . wie ein Kind!“

„Und warum das in aller Welt nur? — Eben wollte ich Dir die größten Komplimente sagen über die vortreffliche Durchführung Deiner schwierigen Rolle, und nun verdirbt der Schluß die ganze Censur! Was sieht Dich an, Lisel?“

„Frag' Dich selbst . . . diese ganze unwürdige Komödie . . . die Erkenntniß der Menschen . . . nicht gleichgültiger, sondern meiner nächsten Verwandten! Der Präsident ist meines Vaters lieblicher Bruder, seine Kinder sind meine Vettern und Cousinen.“

„Ich bitte Dich, zuerst nur aus dieser Hülle heraus, dann wirst Du hoffentlich wieder ein anderer Mensch. Ich fürchte immer, Du möchtest ersticken,“ drängte Marie.

„Das heiße Klima Indiens hat mich verwöhnt, mir geht es wie John und den Anderen, ich friere hier.“

„Nun wahrhaftig, — bei dreißig Grad Hitze!“

„Aber weißt, mein treuer Bundesgenosse,“ fuhr Elisabeth lebhafter fort, mit einem Aufathmen und indem sie der Freundin Hände ergriff und ihr in die Augen sah, „ich danke dem Himmel dennoch! — Ich meine, so ganz vergebens ist diese Komödie und Alles, was drum und dran ist, doch nicht; — ich glaube zwei gute Menschen zum wenigsten heute gefunden zu haben —“

„Wenn Du wüßtest, wie komisch Du aussiehst! . . . Soll ich Dir sagen, was für Entdeckungen ich gemacht habe? Vielleicht stimmen sie überein mit den Deinen, mein Liebling.“

„Nun?“

„Erst zieh' Dich aus — ich werde Dir helfen.“

Die Metamorphose war nicht ganz leicht, denn die Schminke und der Puder haften fest an der zarten Haut; dennoch saßen die beiden reizenden Mädchen in bequemen Hauskleidern von Tibet und Seide sich bald darauf einander traulich gegenüber, bei halboffenen Fenstern, und schüttelten ihre Herzen aus, eine in der andern Busen.

„Neben vielem Neid, häßlicher Habgucht, Haß und anderen niedrigen menschlichen Leidenschaften fand ich, wie Du, zwei gute Seelen, Lisel: den ehrlichen Dragoner und Helene —“

„Du sprichst mir aus der Seele. Während die Uebrigen so waren, wie ich gefürchtet hatte, scheinen mir Diese gute, einfache Menschen zu sein,“ versetzte Elisabeth mit einem Schimmer von Glück und leuch-

tenden Augen. „Wäre dem so, so hätte ich gefunden, was ich suchte, so hätte ich einen Anknüpfungspunkt, eine Basis für die Zukunft, die, wenn auch nur . . .“

„Nicht so eilig, lieber Schatz! . . . dieser Hoffnungs-schimmer dünkt mich vorläufig noch viel zu schwach, um ihm entgegen zu jubeln und Pläne für die Zukunft darauf zu bauen . . . Aber weißt Du, daß ich noch eine zweite Entdeckung machte?“

Elisabeth nickte lächelnd mit dem Kopfe.

„Ich glaube, daß der kleine Knabe Cupido Contrebande treibt.“

„Ganz recht und trotz des Grimmes der Anderen.“

„Du hast das auch bemerkt?“

„Ich gab gut Obacht. Ich sah, wie, während alle Anderen neidisch oder sauer drein sahen, als ich Helene den Ring gab, der Dragoner mit vorgestrecktem Halse und dem unbewachtesten, strahlendsten Lächeln da stand und offenbar eine aufrichtige Freude darüber empfand, daß seine Cousine bevorzugt wurde.“

„Ganz dasselbe beobachtete auch ich.“

„Diese Entdeckung, Marie, gibt mir eigentlich den Muth, die abscheuliche Komödie den Meinen gegenüber mit Konsequenz durchzuführen. — Und was für ein liebes, hübsches Gesicht die Kleine hat und wie besorgt und zärtlich sie manchmal verstohlen hinter dem breiten Rücken des Vaters fort nach dem Bette hinübersah.“

„Das ist echte Liebe . . . das freut mich herzlich! — Ist's nicht drollig, Lisel, die alte Geschichte wieder: die feindlichen Brüder! — Siehst Du, das war die Komödie in der Komödie! Im Uebrigen kannst Du nicht viel Staat machen mit Deinen Verwandten, besonders die anderen Damen und der Diplomat gewähren gerade keinen herzerquickenden Anblick.“

„Ich gestehe das zu.“

„Der arme ancien Diplomat, — wie Du ihn zappeln liehest und ihn dann nach Indien schicken wolltest, bei dieser Hitze . . . dorthin, wo der Pfeffer wächst! — Du bist rachsüchtig, Lisel.“

„Von Allen ist mir dieser der Unangenehmste, noch verhasster wie der kalte, überstolze Vater, dessen Züge ein Schatten der Sorge wenigstens veredelt.“

„Nichtig — er hat etwas von einem Blutrichter; bewahre mich der Himmel davor, jemals in seine Klauen zu fallen!“ So sprechend ging Marie an einen Schrank, holte eine zierliche Flasche und zwei Gläser aus demselben und stellte sie nebst der Wasserflasche auf den Tisch. „Ein wenig brandy and water?“ fragte sie schelmisch lächelnd.

Elisabeth nickte.

„Und was beginnen wir nun? — Du wirst mich doch nicht ewig in diesem Käfig schmachten lassen?“

Elisabeth trank und lachte. Sie war eine überaus liebliche Erscheinung so, mit den strahlenden, dunklen Augen, dem in schweren Wogen zwanglos herabfallenden Haar, den kirschrothen Lippen, hinter denen die gleich Perlschnüren glänzenden Zähne hervorschimmerten mit einem feuchten, appetitlichen Glanz. — Sie fand plötzlich ihren ganzen gewohnten Humor und ihre Energie wieder.

„Wir müssen etwas erfinden, Schatz,“ versetzte

sie, sich aufrichtend; „Du hast eine Freundin hier entdeckt, die Du besuchst und die Dich wieder besucht. Diese Freundin wäre ich.“

„Wohl, meine Freundin — der Vorschlag läßt sich hören; aber wie weiter?“

„Du erwähnst meiner beiläufig vor den Damen des Hauses, und ich gehe dann hier frei ein und aus, ohne Furcht, so oft ich will. Wir verbarrikadiren außerdem unsere Festung. Vor Allem thun Portiären noth, schwere, dicke Stoffe, die geheimnißvoll über einander schlagen, dann Niegel an alle Thüren und doppelte Gardinen vor die Fenster. Während die Tante hier zurückbleibt, gehst Du mit Deiner Freundin Dich harmlos amüßren.“

„Diese Idee findet meinen ungetheilten Beifall.“

„Zunächst wird die Komödie ruhig weiter gespielt. Wir verlangen die furchtbarsten Rücksichten, tyrannisiren das ganze Haus, beschützen die Liebenden, studiren Menschen und trachten nebenbei unsere Zeit auf das Angenehmste hinzubringen.“

„Ich habe noch einen weiteren Plan,“ hub Marie an, nachdem die Freundin geendet hatte, „wir wollen doch nicht ewig hier in diesem Gefängniß sitzen, können aber auch nicht den ganzen Tag auf der Straße sein. — Wie wäre es deßhalb, wenn wir uns eine andere Wohnung miethten, von der nur wir und der ehrliche John eine Ahnung hätten?“

„Das läßt sich hören — der Gedanke ist vorzüglich; wir gehen noch heute an's Werk!“ rief Elisabeth, ihr die Hand reichend.

„Sogleich? — Ich kenn' Dich kaum wieder, — welche Energie, Tante!“

„Mir ist's bisweilen, als fühlte ich neue Lebenslust in meinen Adern. Und warum nicht? ... Die Sonne leuchtet, wir sind jung und gesund, Geld haben wir auch, sollen wir uns des Daseins nicht erfreuen, wie eine jede andere Kreatur!“

„So liebe ich Dich,“ rief Marie fröhlich und fiel der Freundin lachend um den Hals, „jetzt erst kenne ich mein altes Vögelchen wieder!“

„Ich schicke John mit Ben und Asta jetzt hinunter nach dem Strom, damit sie Luft schöpfen; sind sie zurück, dann kommen wir an die Reihe, dann schwärmen wir aus!“

Eine halbe Stunde hernach fuhr ein Miethswagen mit den Dreien zum Strom, und als die Sonne heruntersank im fernen Westen, stiegen zwei reizende, elegant gekleidete Damen in einen andern Miethswagen, von denen die eine den Schleier vorsichtig um den unteren Theil des Gesichtes gebunden hatte, und fuhren hinaus in den Schloßpark und hernach durch die hellerleuchteten Straßen der Stadt. Den schönen Sommerabend aber genossen sie, oben auf der Terrasse sitzend, bei gewählter Musik und einer Schale Eis.

Unverschleiert, ruhigen Blickes beobachtete Elisabeth die gepuderten Menschen. Sie brauchte keine Entdeckung zu fürchten, sie kannte Niemand, nicht einmal ihre nächsten Verwandten, während Marie, die Gesellschaftlerin der Erbtante, einige Vorsicht beobachten mußte. Im Uebrigen hatte die gewandte Schauspielerspielerin aber sich so zu frisiren und kleiden ver-

standen, daß sie selbst eine Entdeckung schwerlich zu fürchten hatte.

Während Lady Macduff ehrbar daheim geblieben war, amüßirten sich die jungen Damen hier nach Herzenslust; — das Alles hatte einen erhöhten Reiz obendrein, den der Neuheit und den der verbotenen Frucht gewissermaßen.

Sie hätten gewiß gar manchen Beschüßer gefunden, aber ihre ernstern Mienen scheuchten alle galanten Versuche zurück. Damit sei aber durchaus nicht gesagt, daß diese ernstern Mienen allzu ernst gemeint waren, und daß sie sich nicht im Stillen über die Versuche verschiedener Herren, sich ihnen bemerkbar zu machen, ergötzt hätten. Nach einem leckeren Mahl, spät erst, in der erquickenden Brise, die vom Strom herüberwehte, stiegen sie in ihren Wagen und fuhren davon, um unbemerkt in der Thorfahrt des Präsidialgebäudes zu verschwinden.

*

Zu derselben Zeit gingen im Halblichte der Dämmerung der Dragoner und seine jüngste Schwester auf und ab in dem Garten, welcher nächst dem Hofe an der Hinterfront des Hauses lag.

Als der Lieutenant mit großem Ernst davon begonnen hatte vorhin, von seiner unangenehmen Entdeckung zu Frida zu sprechen, hatte diese mit dreister Stirn zuerst zu leugnen versucht.

„Du bist von Jemanden gesehen worden und trotz Deines Schleiers deutlich erkannt — es sieht Dir wenig an zu lügen,“ versetzte Egon mit großem Nachdruck.

„Nun ja, — wenn Du's wissen willst; ich hatte noch einen Ausgang zu machen und Herr von Rothkirch gesellte sich zu mir. Mir war's sogar ganz recht, denn es wurde schon dunkel, — aber was geht das Dich an, bist Du mein Aufpasser?“ versetzte Frida und ihre Augen begannen zu funkeln unter den halbgesenkten Lidern. Sie sprach mit Hast und wurde roth dabei, wie viele Leute zu thun pflegen, wenn sie eine Lüge sprechen; der Mund gehorcht, aber das bessere Ich wird zum Verräther.

„So? und deßhalb also gingt ihr nach Dunkelwerden durch die Felder?“

Hier warf das Fräulein einen schnellen, bösen Blick auf ihren Bruder und wurde blutroth im Gesicht, vor Zorn, nicht vor Scham.

„Es war nur ein Zufall,“ versetzte sie störrisch.

„Und deßhalb nanntet ihr euch Du? — Schöne Geschichten das! — Fräulein Frida von Steinfurt, die sonst die Nase so hoch trägt, macht Mondscheinpromenaden mit einem Menschen wie Rothkirch, einem Luderjahn und Schuldenmacher, Beide verummumt, da draußen in den Feldern, und sie duzen sich und sie macht ihm eifersüchtige Vorwürfe?“

„Woher weißt Du denn das?“ fragte trotz ihres Schreckens und ihrer Wuth urplötzlich das listige Mädchen und sah ihrem Bruder groß und mit einem ganz besonderen lauernenden Ausdruck in die Augen.

Der Dragoner bemerkte, er hatte sich ein wenig verschnappt. Er wurde ebenfalls roth einen Augenblick und stockte, dann aber fuhr er in desto größerem Nachdruck fort:

„Woher ich das weiß, das kann Dir gleichgültig sein, verstehst Du. Das Uebrige magst Du dem Vater sagen, dem ich diese saubere Geschichte unverzüglich mittheilen werde...“

„Egon, das thust Du nicht!“ rief das Fräulein tödtlich erschrocken.

„Damit er Dir schamlosen Person ebenfalls seine Meinung sagt über ein solch' unwürdiges Betragen, womit Du Dich und Deine Familie lächerlich machst und kompromittirst... Als ob es nicht so schon genug Glend gäbe!...“

Die Stirn des Bruders sah so drohend aus und seine Stimme klang so entschieden, daß Frida eine wahre Todesfurcht empfand. — Wenn der Vater das erfuhr, war sie verloren. Sie legte sich deshalb auch auf's Bitten und gab Erklärungen. Rothkirch mache ihr den Hof schon seit dem vorigen Winter und in allem Ernst. Nur auf sein wiederholtes und dringendes Bitten hätte sie ihm dieses eine Rendezvous neulich Abends gegeben, mit Zittern und Zagen. Er wolle sie heirathen, aber er sei augenblicklich noch nicht in der Lage, erst müsse sein Onkel sterben; sie wolle es ja auch in ihrem ganzen Leben nicht wieder thun, sie verspreche das feierlich, nur möchte Egon doch ja dem Vater nichts davon sagen.

Der Dragoner war stehen geblieben, die Füße auseinander gespreizt, die eine Hand im Brustausschnitt, die andere hinten in der Tasche, den Kopf ein wenig gesenkt, mit finsterner Stirn hörte er ihr zu.

„Ich soll nichts sagen? — hättest Du jetzt zum wenigsten die Wahrheit gesprochen, ich hätte vielleicht geschwiegen,“ fuhr er zornig auf, „aber Du lägst, Mädchen, Du lägst, Du bist falsch und verlogen durch und durch, darum werde ich handeln! Nicht wahr, unsere Familie in Schande stürzen, jedes halbe Jahr, — was sage ich, auf jedem Ball einen andern Courmacher haben, Augen verdrehen und kokettiren.“

„Das ist nicht wahr!“ rief Frida, mit den Füßen stampfend.

„Und schließlich mit Leuten, wie Rothkirch, wie eine Grissette durch die Felder gehen, Abends beim Mondschein, sich Du nennen!“ — Hier stockte ihm der Athem. — „Daß Du es nur weißt, — der Vater hat Kummer genug, den möchte ich durch diese angenehme Mittheilung nicht noch tiefer darnieder beugen, aber Karola werde ich bitten, Dich besser zu beaufsichtigen, und morgen früh werde ich den Herrn besuchen und ihn...“

„Egon — um Gottes willen!“

„Und ihn bitten, den geehrten Herrn, mir zu sagen, was er eigentlich mit Dir beabsichtigt, und ihn entweder niederschleichen, wie einen tollen Hund, oder ihn zwingen, Dich zu heirathen. — Eine größere und passendere Strafe wüßte ich für euch Beide nicht!“

„Egon! — das wirst Du nicht thun!...“ rief in höchster Aufregung das leichtsinnige Mädchen, „lieber Egon, so höre doch!... Ich verspreche Dir es heilig — o Gott, er hört mich nicht!“

In der That hatte der Dragoner mit einer kräftigen Bewegung sich von den Händen seiner Schwester frei gemacht und ging nun mit großen Schritten

der Gartenthür zu, sie mit ihrer Angst und ihren Vorwürfen allein lassend.

Als er hinaus auf die Straße trat, begegnete er — eine andere angenehme Ueberraschung — seinem Bruder Egbert, mit einem älteren, nicht eben allzu respektabel aussehenden Herrn; dieser Anblick verleibete ihm den Entschluß, jetzt noch frische Luft zu schöpfen, er trat wieder in's Haus und begab sich hinauf zu seiner älteren Schwester, um mit dieser ein langes, sehr ernstes Gespräch zu führen.

Vierzehntes Kapitel.

Am nächsten Morgen kaufte Marie in der Stadt Portiären und dergleichen, auch miethete eine Miß Herford, eine junge Dame, welche draußen in den nahen Villenstädten wohnte, ein elegantes Absteigequartier im sogenannten Fremdenviertel, im Hotel Bellevue. Am demselben Tage verhandelte auch der Präsident mit seinen Gläubigern und erhielt nach vielen Opfern und Mühen eine neue Galgenfrist. Der Dragoner besuchte seinen Kameraden, den Courmacher seiner Schwester.

„Ist Ihr Herr zu Hause?“ fragte er den Husaren, der ihm öffnete.

„Nein, Herr Lieutenant,“ versetzte dieser, mit einem Nuck die Drilljacke glatt ziehend und die Hacken aneinanderschlagend, „ist noch nicht vom Dienst zurück.“

Egon dankte und ging zum Café Stephanie, durch die hohen Spiegelscheiben erblickte er viel hellblaues Tuch dort, eine Menge Leute, darunter den Gesuchten und seinen Bruder. — Er kannte die Lokalität, er trat in den Hausgang, der zwischen dem Restaurant und der Konditorei hindurch nach dem Hofe führte und zu den hinteren Räumen, und guckte in das Privatzimmer. Es war heute ausnahmsweise leer.

Er stellte sich an das Fenster, schrieb etwas auf eine Karte und klingelte dem Kellner.

„Geben Sie dieß Herrn von Rothkirch, mit einer Empfehlung von mir,“ befahl er und sah dann dem jungen Manne nach, bis er die Thüre nach vorn geöffnet hatte, damit er nicht etwa den Neugierigen spielte. — Mit einem heiteren, völlig ahnungslosen Gesicht trat unmittelbar darauf Herr von Rothkirch herein.

„Mein Gott, liebster Steinfurt — warum spielen Sie hier Verstecken, — warum kommen Sie nicht vor und trinken ein Glas Wein mit uns?“ fragte er liebenswürdig, ein wenig geröthet von dem reichlichen Genuße des Traubensaftes.

„Weil ich Sie gern allein sprechen wollte,“ versetzte der Dragoner finster, mit zusammengezogenen Brauen und sehr zugeknöpft. „Ich erlaube mir, Sie in Ihrer Wohnung aufzusuchen, ich fand Sie aber nicht zu Hause — ich habe Nothwendiges mit Ihnen zu verhandeln.“

Der Husar ahnte noch immer nichts. Ihm war das Courmachen zur zweiten Natur geworden und er hatte bisher immer Glück gehabt. Wer denkt denn auch gleich daran, wenn er ein Mädchen küßt, daß dasselbe raffsüchtige Brüder oder Vettern hat? Er meinte, es handle sich um Sport oder Schulden; —

vielleicht sollte er gut sagen für den Kameraden. Die Aussicht war nicht eben verlockend.

„Womit kann ich Ihnen dienen? . . . Aber wollen wir denn wirklich so trocken sitzen?“ fragte er nicht ganz mehr in derselben freudigen Stimmung wie vorher; das düstere Gesicht des Andern machte ihn etwas befangen, — es handelte sich also sicherlich um eine hohe Summe.

Ueber die offene, von der Schande gebeugte Stirn des Dragoners glitt etwas wie ein Schatten, seine beiden Hände stützten sich fester auf den schweren Ballasch. Der Schnurrbart machte einige kleine Bewegungen, als wollte er sich emporsträuben.

„Herr von Rothkirch, ich war bei Ihnen, um Sie zu fragen, wie stehen Sie zu meiner jüngsten Schwester?“ sprach er halblaut, und seiner Stimme unterdrücktes Beben zeugte dabei am deutlichsten von der großen innern Erregung, welche er mit Mühe nur bekämpfte.

Unwillkürlich fuhr der Husar ein wenig zurück; diese Frage traf ihn unversehens, beinahe brutal. Sein Gesicht war nicht das allergeistreichste gerade in diesem kritischen Moment und seinem offenen Munde entfuhr ein lautes „Ah!“ Dann sammelte er sich gewaltig, denn diese Geschichte war offenbar eine sehr ernste, und sprach:

„Ich empfinde eine lebhaftere Verehrung für Ihre Fräulein Schwester, doch Pardon! . . . wie kommen Sie eigentlich zu dieser Frage?“

In der letzten Hälfte dieser Erwiderung lag bereits der Versuch zu einer Opposition, aber sie wurde im Keime erstickt.

Vorwurfsvoll und drohend zugleich hob der Dragoner das Auge und richtete es fest und vielsagend auf den Andern.

„Sie wurden gesehen und erkannt, wie Sie in Civilkleidern mit meiner Schwester im Dunkel in der Vorstadt spazieren gingen, man hat sogar mit voller Deutlichkeit gehört, daß Sie sich so weit vergaßen, sie zu duzen,“ versetzte er, immer noch halblaut, als fürchtete er, ein Lauscher könnte ihn hören, aber trotzdem mit großem Nachdruck.

Der gewandte Husar, der sonst mit allen Schlichen und Ausreden wohl bekannt war, fühlte, daß er dieses Mal fest in der Schlinge saß, und ermaß mit großer Geistesgegenwart augenblicklich sowohl die Folgen, als auch die Chancen, welche ihm blieben.

„Liebster Steinfurt,“ hub er an, „ich leugne nicht; ich gestehe sogar, daß ich mich schäme, bisher so wenig offen gegen Sie gewesen zu sein — Sie in diese Lage hier gebracht zu haben.“

Er lächelte fein gewinnendstes Lächeln, — er war ein hübscher schwarzer Bursch, dem man schwer etwas abschlagen konnte — und trat einen Schritt an Egon heran, als wollte er diesem die Hand reichen.

„Es ist doch, auf Ehre, kein Unrecht, wenn man ein Mädchen lieb gewinnt.“

Der ernste, verweisende Blick des Dragoners machte ihn plötzlich erröthen.

„Auf mein Wort, ich habe Frida gern; ich bin sonst ein leichtsinniger Mensch gewesen hier und da, ich weiß das am allerbesten, aber diese Neigung ist eine

echte und wenn die Verhältnisse nicht so sind — das ist nicht unsere Schuld!“

Die Wolke auf der Stirn des Dragoners verdichtete sich mehr und mehr, trotz dieser anscheinend so befriedigenden Erklärung.

„Wenn Sie wußten, daß die Verhältnisse nicht so sind, dann thaten Sie ein großes Unrecht, sich einem Mädchen aus gutem Hause so weit zu nahen,“ versetzte er drohend. „Man geht nicht mit einer jungen Dame, der Schwester eines Kameraden, heimlich im Mondenschein spazieren, man duzt sich nicht, setzt dieselbe nicht einem Erkantwerden aus . . . es sei denn, man sei mit ihr verlobt.“

„Aber liebster, bester Steinfurt, — ich habe allerdings unrecht gehandelt, weil ich mich nicht erkärte, vor Allem an Ihnen, an dem Kameraden, aber gehen Sie doch mit mir nicht strenger in's Gericht als nöthig ist. Wie gesagt — wären die Verhältnisse anders, hätte ich das Meinige besser zu Rathe gehalten, oder hätte Frida Vermögen . . . Aber apropos,“ hier bog er gewandt um die Ecke, „diese sprach zu mir von einer Erbtante, einer alten, reichen Dame, die aus Indien angekommen ist, — dasselbe that übrigens auch Ihr Bruder, der Assessor; der erzählt das aller Welt und hat das Korps seiner Gläubiger dadurch in die freudigste Erregung versetzt . . .“

„Ich will Ihnen etwas sagen,“ unterbrach ihn hier der Dragoner mit finster gerunzelter Stirn, „ich könnte darauf bestehen, daß ihr Beide euch heirathet, aber das wäre das größte Unglück, was ich mir denken könnte! — Ich wollte mir deshalb nur erlauben, ich drohe nicht gern — aber begegnen Sie meiner Schwester noch einmal anders als mit der größten Förmlichkeit und Hochachtung — bei Gott, dann schieße ich Sie todt! — Sie wissen, ich bin meiner Hand sicher!“

„Aber liebster, bester Steinfurt — so fassen Sie die Sache doch nicht so tragisch auf . . .“

„Tragisch!“ versetzte Egon, erglühend in heiligem Zorn. „Wären Sie nicht ein so leichtsinniger Mensch, Sie würden diesen Ausdruck nicht gebraucht haben in diesem Augenblick! — Unter hundertmal endet aller Leichtsinn neunundneunzigmal tragisch!“

„Ich bitte inständig um Verzeihung.“

„Ich verlange Ihr Wort, Herr von Rothkirch!“

„Mein Ehrenwort! — Hier haben Sie meine Hand, erhalten Sie mir nur Ihre Freundschaft auch fernerhin.“

„Das kann ich nicht,“ versetzte der Dragoner kurz und zornig, machte eine hastige Bewegung mit dem Kopf und ging sporenkürend mit zusammengezogenen Brauen hinaus.

Ein helles Lächeln verklärte des Zurückbleibenden Stirn.

„Teufel! — das war ein fataler Reinsfall — so billig glaubte ich nicht davon zu kommen.“

Er trat dann an's Fenster, betrachtete eine Weile nachdenklich seine langen, rosafarbenen Nägel und ging zuletzt nach einem Blick in den Spiegel wieder hinüber zu den anderen Kameraden, welche glaubten, er wäre für etliche Minuten drüben in der Konditorei gewesen, in Folge jenes Billetdoux.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Händel in Rom.

Von

Hugo Klein.

Es war an einem sonnigen Märztag im Jahre 1708, als Georg Friedrich Händel in der ewigen Stadt eintraf und mit entzücktem Blicke das herrliche Panorama von Häusern, Villen und Gärten, Kirchen und Klöstern, schlanken Thürmen und mächtigen Kuppeln betrachtete, welches sich vor seinen Augen entrollte. Rom bildete seit Langem die Sehnsucht seines jungen Künstlerherzens, das völlig berauscht war von der nahen Aussicht, alle die Wunder der Siebenhügelstadt anstaunen zu können. Dem kaum vierundzwanzigjährigen Komponisten ging bereits ein großer Ruf voran. Freilich kannte man ihn mehr als Virtuosen, denn als Komponist. Sein glänzendes Klavierspiel hatte ihn in Venedig in wenigen Wochen zum Helden aller Salons gemacht, und der „deutsche Virtuoso“ war in der Lagunenstadt eine vielgeehrte, vielumworbene Persönlichkeit gewesen.

Zwei Tage brachte er ausschließlich damit zu, in den Straßen Roms zu promeniren, das Volksleben zu beobachten und sich ganz und gar den Eindrücken hinzugeben, welche die mächtige Stadt durch ihre äußere Erscheinung, durch die pittoresken Reize ihrer Lage auf ihn ausübte. Erst am dritten Tage erschien er bei einem bekannten Tondichter, Andrea Scarlatti, von dessen Bruder in Venedig er Grüße überbrachte.

Scarlatti empfing Händel mit offenen Armen. Er kannte den Ruf des deutschen Virtuosen, war jung wie er und fühlte sich zu dem Schützlinge seines Bruders auf den ersten Anblick hingezogen. In weniger als einer Stunde waren die beiden jungen Männer Freunde geworden. Scarlatti zwang den Gast, in sein Haus zu übersiedeln, und übernahm es, ihn in die römische Gesellschaft einzuführen. An demselben Abend sollte bei einem angesehenen Mitgliede derselben, dem Cavaliere Corelli, ein prächtiges Maskenfest stattfinden. Hier sollte Händel die schöne Welt Roms zuerst in Augenschein nehmen. Scarlatti brach sofort auf, seinem neuen Freunde einige der Sehenswürdigkeiten der ewigen Stadt zu zeigen, und am Abend beschafften sie gemeinsam den Pilgeranzug, in welchem Händel in der Villa Corelli erscheinen sollte. Scarlatti, sein Begleiter, hatte das Kostüm eines spanischen Arkebusers gewählt.

Der italienische Tondichter wurde übrigens trotz seiner Verkleidung in der Villa Corelli bald erkannt. Als die Freunde dort zu später Nachtstunde erschienen, herrschte bereits fröhliches Leben. An den eleganten Kostümen der Masken war zu erkennen, daß sich hier wirklich die vornehme Welt Roms Rendezvous gegeben hatte, wie Scarlatti es vorausgesagt. Die meisten der Anwesenden kannten einander übrigens trotz der Verkleidungen, und Viele nahmen daher auch, als der ganze Saal bei ihrem Eintritte lachend ihre Namen rief, die lästige Larve ab. Um so mehr intriguirte der fremde Pilger, den Niemand erkannte, alle Welt. Ein Meister im gesellschaftlichen Verkehr, fügte sich Händel leicht dem Umgangstone der seinen römischen Kreise. Den Attacken der übermüthigen Kavaliere antwortete er mit seinen, treffenden Wigworten und scherzte ungezwungen mit den Damen, die sich an seinen Arm hingen, um ihn, den frommen Verirrten, mit dem Rosenkranz zu necken. Alles umdrängte Scarlatti, um von ihm den Namen seines Begleiters zu erfahren; dieser aber hüllte sich in ein geheimnißvolles Schweigen. Als die Sänger und Geigenpieler in dem Saale schwiegen, trat Händel plötzlich an das Klavier. Eine zarte Hand drückte ihn auf den Sessel nieder und so begann er zu spielen. Er spielte einen Volero, spielte ihn mit so hinreißender Verbe, solcher Glut im Ausdruck und solcher Kunstfertigkeit, daß die ganze Versammlung in stürmischen Beifall ausbrach, als er geendet hatte.

„Weim Himmel!“ rief ein junger Mann im Perseerkleide, „das ist der ‚deutsche Virtuoso‘ oder der Teufel!“ — „Der Teufel“, sagte Händel lachend, „wird doch nicht im Kleide eines frommen Wallfahrers erscheinen!“ — „Dann ist es nur der Deutsche aus Venedig!“ rief der Perjer, der kunstsinigste Abbate Adami. „Evviva unserem Gaste!“

Händel mußte sich demaskiren, wurde von dem Gastgeber auf überschwengliche Weise willkommen geheißen und von der ganzen Gesellschaft mit Komplimenten überhäuft. Bevor er aus dem Kreise schied, dessen Held er plötzlich geworden war, näherte sich ihm ein schöner Greis mit weißem Haar und langem weißem Barte.

„Erlauben Sie,“ sagte er zu Händel, „daß ich mich Ihnen vorstelle. Ich bin der Conte Ruspoli, der Präsident der ‚Arcadia‘. Darf ich Sie bitten, an den Abenden unserer Gesellschaft zu erscheinen? Wir werden Sie Alle mit Vergnügen sehen, auch meine Frau, die heute leider verhindert war, hier zu erscheinen, und lebhaft bedauern wird, daß sie meine Einladung nicht unterstützen konnte.“

Händel dankte für die freundliche Einladung und versprach, an einem der nächsten Abende in der Arcadia zu erscheinen.

Die Arcadia war eine Gesellschaft für die schönen Künste, welche in Rom im Jahre 1690 von einer Anzahl Poeten, Gelehrten und Geistlichen, darunter den Erzpriester Crescimbeni, den Cardinal Paolucci, den Dichter Silvio Stampiglia u. a., zur Pflege der Volkspoesie und Beredsamkeit gegründet wurde. Die gesammte vornehme Welt Roms gehörte dieser Gesellschaft an, welche erst im Palaste der schwedischen Königin Christine, dann in dem des Cardinals Ottoboni und schließlich bei dem alten Grafen Ruspoli ihre Versammlungen abhielt. Graf Ruspoli, einer der reichsten Kavaliere der Siebenhügelstadt, ließ in seinem reizenden Garten auf dem Monte Esquilino für die Arcadia ein besonderes, prächtiges Amphitheater erbauen, welches sogar Papst Clemens XI. häufig mit seinem Besuche beehrte. Die Arcadia hatte den Namen von den Schäferspielen, welche die Gesellschaft aufführte und die auch die Bestimmung des Theaters erklärlich machten. Die Pastoralen waren zu jener Zeit in Rom sehr in Mode.

Als Händel in der Villa des Grafen erschien, wurde er wie ein Retter aus der Noth begrüßt.

„Wären Sie bereit, in dem Pastorale des heutigen Abends eine Rolle zu übernehmen?“ fragte ihn Ruspoli. — „Wenn es dazu keiner großen Vorbereitungen bedarf,“ sagte der Komponist, „mit Vergnügen.“ — „Gewiß nicht,“ sagte Ruspoli. „Denken Sie einmal, wir wollen Tasso's ‚Aminta‘ aufführen, welches Schäferspiel ich eigens für unsere Zwecke eingerichtet und umgearbeitet habe. Nun schreibt mir der Abbate Adami eine Stunde vor Beginn der Vorstellung, er sei so krank, daß er nicht kommen könne. Das ist fatal. Wenn Sie inoffen seine Rolle übernehmen wollten, wäre uns geholfen. Es wäre unangenehm, jetzt die Vorstellung aufgeben zu müssen. Ihre Partie ist zwar die Hauptrolle, Sie müßten sie aber in einer Stunde wörtlich auswendig lernen. Es genügt, wenn Sie den Szenengang kennen — Sie haben ja Geist genug, den Dialog aus Eigenem zu führen. Unsere Damen machen es alle so — sie können sich absolut nicht zum Memoriren verstehen. Sie haben auch nicht Zeit dazu. Ihr Freund Scarlatti, der auch in dem Pastorale beschäftigt ist und mehrere Szenen mit Ihnen zu spielen hat, wird Ihnen helfen, sich in der Sache zurechtzufinden. Also auf Wiedersehen, junger Freund!“

Damit entfernte sich der Graf, der trotz seines hohen Alters mit wahrem jugendlichem Feuer gesprochen hatte, in größter Eile.

Händel fand sich mit seiner Aufgabe bald ab, und zur bestimmten Stunde erschien er mit Scarlatti auf der Bühne des Theaters auf dem Monte Esquilino. Die kräftige, jugendliche Gestalt sah in dem antiken Schäferskostüm, das er angelegt, prächtig aus. Es traf ihn mancher wohlwollende Blick aus schönen Augen, als er im Kreise der Mitspieler erschien. Wer sie waren? Man nannte ihm nur ihre Schäfernamen, wie man ihn nur als Ais vorstellte — so sollte er fürder in der Arcadia heißen. Im Dämmerlichte der Coullisen konnte er übrigens die Gesichter und Gestalten seiner neuen Freunde kaum unterscheiden.

Die Vorstellung begann. Die erste Szene war eine anmuthige Kufidyllle. Die Jagdnymphe Silvia erschien mit ihrer Freundin Daphne auf der Bühne. Eine Biene um-

statterte Daphne und stach sie in die Lippe. Ein klagender Ruf entrang sich ihrem Munde. Silvia wollte der Freundin den Schmerz lindern und behauptete, ein vortreffliches Mittel dazu zu haben. Damit drückte sie ihre Lippen auf die der Freundin und jagte die Stchwunde aus. Konnte ein solches Heilverfahren die Wirkung verfehlen?

Nun hatte Aminta aufzutreten, der vergebens um die Günst der spröden Silvia sich bemühte. Listig, wie er war, sollte er nun auch klagen, daß ihn eine Biene in die Lippe gestochen, um sich derselben beseligenden Kurmethode erfreuen zu können.

Als Silvia zuerst die Bühne betrat, war der Schäfer Aëis von dem Reize ihrer Erscheinung völlig geblendet. Die schönen Frauen Benedigs nannten Händel falt wie eine Eissäule, und auch in Florenz hatte sein Herz dem zärtlichen Entgegenkommen der reizenden Sängerin Vittoria zu widerstehen gewußt. Aber bei dem Anblick Silvia's durchströmte ungekannte Glut „die Eissäule aus dem Norden“, und sein Herz war auf den ersten Schlag gefangen. Niemals hatte Händel ein anmuthigeres Geschöpf gesehen, als diese Schäferin mit der hohen, stolzen, majestätischen Gestalt, mit dem kindlichen Gesichtchen und den großen, dunklen, schwermüthigen Augen. Sie bezauberte ihn, bevor ihn ein Blick aus diesen Augen getroffen. Nun pochte sein Herz gewaltig, da er die Bühne betreten sollte, um die bedenkliche Täuschung des Schäferspieles mit diesem anmuthigen Geschöpfe auszuführen.

Seine Stimme bebte, als er die ersten Worte sprach:

„Ach, hilf mir, Silvia, hilf, die Biene stach
Mir in die Lippe! Welche Qual! Sie spendet
Den Anderen Honig, Gist nur deinem Freunde,
Worin du das Bienen nicht, o spröde Silvia?...“

Silvia beruhigte ihn lächelnd und wandte ihr Zaubermittel an. Sie drückte die rosigten, duftigen Lippen auf seinen Mund. Wie freute er sich seiner Rolle und der doppelten List, die er nun vorzubringen hatte:

„Ach, Silvia, die Wunde schmerzt noch immer,
Beruhe noch einmal dein Heilverfahren,
Das Gist mit Honig heilt...“

Und nochmals drückte Silvia den Mund auf die Lippen Aminta's.

Sein Herz erbebte unter den Küssen des entzückenden Geschöpfes. Wie gerne hätte er die Szene nochmals gespielt! Aber das ging nicht an. Im Stillen segnete er indessen den Abbate Abami, der ihm die schöne Rolle überlassen.

Nach wie vor steht Aminta das spröde Mädchen vergebens an, ihm seine Liebe zu schenken. Silvia weist ihn ab. In einer nächsten Szene hat der Schäfer das Glück, die Geliebte aus den Klauen eines Satyrs zu retten, der sie raubhüchtig an einen Baum gebunden. Er tödtet den Satyr mit seinen Pfeilen und befreit die Nymphe. Kaum sind aber die Bande Silvia's gelöst, so entflieht sie der Stätte, wo sie in die Gewalt des Waldmenschen kam, und verschwindet im Dickicht. Vergebens sucht sie Aminta in dem stillen Hain, er hat ihre Spur verloren. Verzweifelt und klagend kehrt Aminta heim. Da stürzt weinend Daphne herbei und meldet, sie habe den blutigen Schleier der Freundin im Walde gefunden. Ein Wolf müsse sie zerrissen haben. Als Aminta die Kunde erfuhr, beschloß er, seinem Leben ein Ende zu machen, und stürzt sich von einem hohen Felsen in den Strom. Silvia wurde aber nicht von Wölfen zerrissen. Von den Freunden aufgefunden, hört sie von dem Schicksale Aminta's, und ihr sprödes Herz ist tief bewegt. Sie möchte ihn noch lieben, wenn er lebte, und eilt zum Flusse, um wenigstens seine Leiche mit ihren Küssen bedecken zu können. Aber auch Aminta hat kein tragisches Ende gefunden. Ein Strauch fing ihn mit seinen starken Zweigen, mit dem weichen Laub seiner Arme, im Falle auf. Dort fanden ihn Fischer, in tiefer Ohnmacht befangen. Silvia kommt eben zur rechten Zeit herbei, da es gelingt, den Bewußtlosen in's Leben zurückzurufen. Er erwacht in den Armen der Geliebten und empfängt von ihren Lippen den Brautkuß...

Noch einen Kuß! Welche herrlich geschmückte Rolle! Sie verlegte den neugeschaffenen Schäfer Aëis in einen unbeschreiblichen Zustand des Entzückens; ein seltsamer Rausch umfing seine Sinne. „Diese Schäferin“, dachte er, „will ich durch's Leben begleiten — wenn es irgendwie möglich ist!“

Es war aber nicht möglich. Bei dem Gastmahle, welches

der Vorstellung folgte, wurde ihm die Schöne mit ihrem wahren Namen vorgestellt. Die Schäferin Silvia war — die Gräfin Ruspoli, die Gattin des Greises, in dessen gastfreundlichem Hause sich der deutsche Komponist befand.

Das Herz schmerzlich bewegt, kehrte Händel in sein Heim zurück. Wie es kam, daß dieses schöne, jugendfrische Wesen die Frau jenes alten Mannes geworden — er fragte nicht darnach. Es mochte wohl auch bei diesem Ehebündnisse wie bei den meisten Heirathen in der vornehmen Welt Italiens der auf das Mädchen ausgeübte Zwang maßgebend gewesen sein. Der schwermüthige Blick der jungen Frau bewies genugsam, daß sie nicht glücklich war. Konnte sie es auch sein?

Händel wollte die schöne Isabella fliehen, hatte aber nicht die Kraft dazu. Er mußte seine Liebe als hoffnungslos erkennen und gab sich doch dem Zauber hin, welchen die schöne Gräfin auf ihn ausübte. Immer wieder kehrte er in die Arcadia zurück. Auch er schien auf sie Eindruck zu machen. Sie errieth seine Liebe, und da sie sich vielleicht auch auf manchen verbotenen Regungen des Herzens ertappte, vermied sie es, mit ihm allein zu sein. Es war in einem andern Schäferspiele: „Galatea o Polifemo“, welches die Liebe des Cyclopes zur Meernymphe behandelte, da spielte Händel noch einmal mit der Geliebten. Er stellte Dirsi, den Schäfer, dar, welcher Galatea vor dem Verfolger errettet. Er hatte die Worte zu sprechen:

„O, stieh' mit mir, Geliebte, in die Ferne,
An einen blum'gen Strand, wo uns're Liebe
Gehehrt ist vor Gefahr...“

Die kleine Hand, die er in der seinigen hielt, erzitterte und ihre Stimme bebte, da sie ihm erwiderte:

„Geduld, mein Freund, die Herzen, die sich fanden,
Bereint dereinst das Glück, wie heut' die Liebe!“

Er wußte es bestimmt, die Worte standen nicht in ihrer Rolle. Das war die Antwort der schönen Frau auf die stille Werbung seiner Liebe.

Bald darauf traten kriegerische Ereignisse ein. Die Streitigkeiten zwischen Kaiser und Papst führten zu ersten Konflikten, und Clemens XI. ließ von den achtzehn Thoren Roms acht vermauern. Händel mußte Rom verlassen, wenn er sich nicht der Eventualität aussetzen wollte, eine langwierige Belagerung der Stadt mitzumachen, welche ihm die Frist, die er sich für die italienische Reise gesetzt — sie war ohnehin schon überschritten — in's Ungewisse ausdehnen konnte.

Mit blutendem Herzen riß er sich von der Liberstadt los und dem schönen Frauenbilde, in dessen Zauberkann er lag.

In den Handschriften Händel's befindet sich ein Stück, das den Titel trägt: „Abschied von Rom“, welches tiefe Wehmuth durchzieht. Gleich im Beginn der Tonbildung finden wir da eine schöne Arie an die unbekannte Geliebte seines Herzens, ein Liebesseufzer, ähnlich dem deutschen Liede:

„Küssen dir die Wüstenlein
Wangen oder Hände,
Denk, daß es Sutzer sei'n,
Die ich zu dir sende.
Tausend schied' ich täglich aus,
Die da wehen um dein Haus,
Weil ich dein gedanke!“

Und nach tieftraurigen Requitativen folgt eine neue schwungvolle Arie:

„Ach berge die Glut, die mich verzehret,
Ich leugne die Liebe, die mir verwehret,
Ich leide und hoffe und schweige und liebe.
Ach, daß mir die Golde erhalten bliebe,
Ach, daß ich sie fände süß und schön,
Wenn wir uns eintens wiederseh'n,
Daß sie mich empfinde mit dem Kuß,
Den ich mir heute verlagern muß!“

Händel kehrte nicht mehr nach Rom zurück, und neue Eindrücke verdrängten in dem jugendlichen Herzen bald die alten. Unter der schönen Sonne Neapels gesundete langsam sein krankes Gemüth. Die schöne Gräfin Ruspoli aber mag er niemals vergessen haben und dachte wohl oft an sie zurück auf der kalten, nebligen Insel Albions, die seine spätere Heimat wurde. Die anmuthige Schäferin Silvia, die arkadischen Spiele in den Zaubergärten des Südens, Rom, die mächtige Stadt — das war die Sonne seines Lebens, das war seine Jugend. Und wessen Erinnerung verweilt nicht gerne bei ihren glücklichen Tagen!...